



Magazin zum
traditionellen jüdischen
Leben in Deutschland

01/22

Januar 2022 / Schevat 5782 - [19]

BtJ

Gemeindemagazin

UNSERE FESTE

**Botschaft von Tu biSchwat:
Bildliche Früchte der Welt schätzen**

UNSER BRENNPUNKT

**„Sie wollten uns vernichten, sie haben
es nicht geschafft, lasst uns feiern!“**

UNSER GESPRÄCH

Covenant & Conversation: Weisheit der Thora

Das Gemeindemagazin des BtJ im Gespräch mit Rabbiner Dovid Kern

UNSERE GESCHICHTE

Halberstadt: Turm der Thora

*Wie wurde Halberstadt zu einem der wichtigsten Zentren der
Thora in Deutschland?*



RUSSISCH

Chag Tu biSchwat- Sameach!



David Seldner
Stellv. Vorsitzender des BtJ

Liebe Leserinnen und Leser,
vor Ihnen liegt die neueste Ausgabe des BtJ-Magazins zu Tu biSchwat, eines der wesentlich weniger bekannten Feste, obwohl in den letzten Jahren seine Bekanntheit doch größer geworden ist und in vielen Gemeinden Tu Bischat Seder gefeiert werden.

Was es mit dem Fest auf sich hat, lesen Sie in dem Beitrag „Unser Wissen“ von Rabbiner Elischa Portnoy, während Rabbiner Shlomo Afanasev in seinem Beitrag „Unsere Feste“ Aussagen von Tu biSchwat erläutert, speziell in Bezug auf den Klimawandel.

Leider sind es immer wieder die gleichen Themen, die uns von der äußeren Welt vorgegeben werden und mit denen wir uns beschäftigen müssen. Antisemitismus in den verschiedensten Formen, die Lage in Israel, seit knapp zwei Jahren Corona. Im letzten Jahr war insbesondere in der nicht-jüdischen Welt das uns doch sehr betreffende „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ ein Thema, auch wenn es eher „Mindestens 1700 Jahre jüdische Existenz im Gebiet des heutigen Deutschlands“ heißen müsste. In „Unserem Brennpunkt“ zeigt Daniel Neumann eine etwas andere Perspektive als die übliche auf, eher eine Art innerjüdische.

Rebbetzin Ita Afanasev schreibt in „Unsere Familie“ über Erziehung und die damit verbundenen Aufgaben von Eltern, die zum Teil plötzlich das Fahren oder Sich-Bewegen in einem neuartigen Umfeld lernen müssen.

Die Serie in „Unserer Geschichte“ über die ehemaligen wichtigen Zentren jüdischen

Lebens mit ihren großen rabbinischen Persönlichkeiten setzt Rabbiner Yehuda Aaron Horovits fort mit der heute fast unbekannt Stadt Halberstadt in Sachsen-Anhalt, die jedoch früher eine herausragende Rolle im jüdischen Leben spielte. Lesen Sie selbst! Dazu passend stellt sich eine Gemeinde mit großer Geschichte vor, unser neues Mitglied, die JG Mainz, aka Magenza, in der in vergangenen Jahren ganz berühmte Rabbiner wirkten.

Ein weiterer großer Rabbiner, und zwar in der heutigen Zeit, war der leider vor etwas über einem Jahr verstorbene Lord Jonathan Sacks z"l, ehemaliger Oberrabbiner Englands, ein begnadeter Redner und Philosoph, der Aussagen des Judentums auf den Punkt bringen konnte. Der Tod von Rabbi Sacks z"l war ein großer Verlust (nicht nur) für die jüdische Welt und als er wusste, dass sein Ableben bevorsteht, schrieb er für ein ganzes Jahr Draschot „Covenant & Conversation“, um deren Übersetzung ins Deutsche sich der BtJ in Zusammenarbeit mit dem Hildesheimer-Rabbinerseminar kümmert. Die Übersetzung selber übernimmt dankenswerter Weise Rabbiner Dovid Kern, dem wir auch danken möchten für seine Bereitschaft, uns für ein Interview über seinen eigenen Werdegang und natürlich über Rabbi Sacks zur Verfügung zu stehen.

Unser langjähriges Vorstandsmitglied und auch Gründungsmitglied Max Privorozki interviewte Katia Novominski für diese Ausgabe. Max und ich haben uns schon immer sehr gut verstanden, vielleicht sind wir beide als Mathematiker Seelenverwandte – aber ich war immer von seinem Einsatz für die jüdische Gemeinschaft beeindruckt.

Über unsere eigenen Projekte, die erstmals seit längerer Pause wieder – wenn auch sehr vorsichtig unter Berücksichtigung der Hygiene Vorschriften – stattfinden konnten, haben wir Berichte über ein Sommermachane sowie über unser Schabbaton in der schönen Gemeinde in Regensburg.

Um den Kreis zu Tu biSchwat zu schließen: An diesem Tag ist man vorwiegend die Früchte der Natur. Was gibt es dazu Besseres als einen israelischen Salat? In „Unserer Kochecke“ erhalten Sie eine Anleitung für einen solchen. Beteyavon!

Zu guter Letzt:

Der BtJ wünscht Ihnen viel Spaß beim Lesen und dass Sie gesund bleiben. Wir alle hoffen, dass die Pandemie uns nicht mehr zu lange verfolgen wird und wir alle durch unser Verhalten dazu beitragen, ihr ein möglichst baldiges Ende zu bereiten. Genießen Sie trotzdem die Zeit und machen das Beste draus.

Ihr David Seldner / Stellv. Vorsitzender des BtJ

03

GRUSSWORT

06

UNSERE FESTE

**Botschaft von Tu biSchwat:
Bildliche Früchte der Welt schätzen**



10

UNSER BRENNPUNKT

„Sie wollten uns vernichten, sie haben es nicht geschafft, lasst uns feiern!“

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – ein Festjahrversuch?



16

UNSER GESPRÄCH

**Covenant & Conversation:
Weisheit der Thora**

Das Gemeindemagazin des BtJ im Gespräch mit Rabbiner David Kern



21

UNSER WISSEN

Ein schöner und gesegneter Tag

Was gibt es an Tu biSchwat zu feiern – Warum dieser Tag eine besondere Bedeutung hat



22

UNSERE FAMILIE

Elternführerschein

Was hat die Erziehung der Kinder mit der Einweihung des Mischkan gemein?



24

UNSERE PROJEKTE

Simcha im Harz

Sommermachane des BtJ zum Thema „Freude“



26

UNSERE PROJEKTE

Wieder live zusammen!

BtJ Schabbaton im neuen Haus der Gemeinde Regensburg



28

UNSERE MITGLIEDER

Die Jüdische Gemeinde Mainz-Worms und Rheinhausen stellt sich vor

„Wir sind Welterbe“



34

IN EIGENER SACHE

„Ich wusste, dass ich Jude war, aber ich wusste nicht, was das hieß“



40

UNSERE GESCHICHTE

Halberstadt: Turm der Thora

Wie wurde Halberstadt zu einem der wichtigsten Zentren der Thora in Deutschland?



48

UNSERE KOCHHECKE

A git Johr, Bojmile!

Das Neujahrfest der Bäume und frische Datteln aus Israel



IMPRESSUM

BtJ Gemeindemagazin

Magazin für Mitgliedsgemeinden des Bundes traditioneller Juden in Deutschland

Herausgeber:

Bund traditioneller Juden in Deutschland e.V.

Vorsitzender: Michael Grünberg

In der Barlage 43 / 49078 Osnabrück

Tel. : +49 5414065812

Fax.: +49541434701

www.btjd.de

Email: info@btjd.de

Redaktionelle Leitung: David Seldner

Redaktion: Marina B. Neubert

Gestaltung: Tanja Lubarski - uxbi.de

Gestaltung - Lokalteile: Marina Charnis

Übersetzung: Alina Hajtlina

Druck: migoma - ideenverliebt

Die veröffentlichten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. BtJ behält sich das Recht auf Lektorat und Kürzung der zugesandten Beiträge vor. BtJ übernimmt keine Verantwortung für die Lokalteile der einzelnen Gemeinden.



Botschaft von Tu biSchwat: Bildliche Früchte der Welt schätzen



Lassen Sie uns damit beginnen, was Tu biSchwat ist und was es eben nicht ist.

Tu biSchwat ist ein gesetzlicher Abgrenzungspunkt im jüdischen Kalender.

Sein einziger Zweck und seine Bedeutung, wie die Mischna (R'H 1:1) darlegt, besteht darin, zu bestimmen, welche Früchte eines Obstbaums, von wem und ab wann gegessen werden dürfen. Dies ist unter anderem für die Mizwot von Orla, Neta Rewai, Bikurim, Terumot und Maasrot relevant und ist daher ein hochsignifikantes Datum in der historisch agrarischen Gesellschaft Israels. Während es zwischen Beit Hillel und Beit Schammaj eine Meinungsverschiedenheit über das tatsächliche Datum dieses neuen Jahres für Bäume gibt, erklärt die Gemara (R"H 14a), dass das Datum basierend auf der Zeit gewählt wurde, zu der die Mehrheit der Regenfälle in einem durchschnittlichen Jahr fällt. Somit ist Tu biSchwat eine wichtige rechtliche Grenze, die uns hilft zu entscheiden, wie und wann wir von den Früchten, die G-tt uns jährlich von Bäumen liefert, teilhaben dürfen.

Und was ist Tu biSchwat nicht?

Tu biSchwat ist kein besonderer Tag, um G-tt dafür zu danken, dass er uns Obstbäume oder andere Bäume zur Verfügung gestellt hat. Jedes der Schalosh Regalim (drei Wallfahrtsfeste) hat dagegen tatsächlich eine landwirtschaftliche Komponente, die die Dankbarkeit für eine bestimmte Art von Produkten beinhaltet. An Sukkot feiern wir und danken G-tt für den Regen, den Er spendet, um unsere Bäume und Felder zu erhalten. Während Pessach und der Omer-Zeit danken wir G-tt für die Getreide. An Schawuot, der auch als Jom HaBikkurim bezeichnet wird, danken wir G-tt für die Früchte, die von den Bäumen stammen. Tatsächlich werden uns in der Thora (Dewarim 26:13-16) sogar die Worte vorgeschrieben, um G-tt für diese Früchte zu danken, wenn wir an Schawuot nach Jerusalem gehen. Die Praxis, an Tu B'Shewat keinen Tachanun zu sagen bzw. nicht zu fasten, entwickelte sich erst spät in der Zeit der Rischonim. Aus dem Kommentar von Ramo zum Schulchan Aruch (OH 772:3) geht klar hervor, dass diese Praxis viel weniger Bedeutung hatte als an anderen wichtigen Tagen, wie Rosch Chodesch oder Chanukka. Die Feiern und Seder an Tu B'Shewat entwickelten sich noch später im 17. Jahrhundert. Somit ist die ursprüngliche rabbinische Bedeutung von Tu B'Shewat weder ein Fest der ganzen Natur noch ein Tag des Dankes für Früchte. Tu B'Shewat ist eine rechtliche Statusänderung. Das Datum wurde aus technischen Gründen gewählt, da es sich um die Hälfte der Regenzeit handelt. Und doch wurde dieser Tag irgendwie von Juden aller Konfessionen als eine religiöse Version des Earth Day beansprucht und repräsentiert damit etwas, das weit von seinem ursprünglichen, rechtlichen Zweck entfernt ist.



Darüber hinaus ist Tu biSchwat zu einer Seifenkiste geworden, um Philosophien und Handlungen zu rechtfertigen, die der klassischen jüdischen Theologie fremd, wenn nicht sogar antithetisch sind. Die Thora befasst sich hauptsächlich mit der Beziehung zwischen G-tt, dem Volk Israels und dem Land Israel. Die Beziehung G-ttes und des Menschen zur Natur wird jedoch in den Schöpfungs- und Flutgeschichten des Buches Genesis nur zu einem geringen Teil behandelt. Am 6. Tag der Schöpfung legt G-tt fest, dass das Wachstum aus dem Boden und den Bäumen speziell für den Lebensunterhalt von Mensch und Tier vorgesehen ist. Mit der Erschaffung des Gartens Eden setzt G-tt den Menschen in den Garten „leowda u'leschomra“ – um ihn zu bearbeiten und zu bewachen, insbesondere in Bezug auf den Garten selbst. Nach der Vertreibung aus dem Garten scheint jede idyllische Beziehung zwischen Mensch und Natur, die in Eden bestanden haben könnte, einschließlich der Anweisungen des Menschen, ihn zu bewachen, beseitigt. Dies wird durch G-ttes Worte an Adam nach seiner Vertreibung demonstriert: „Durch Mühe sollst du davon essen alle Tage deines Lebens. Dornen und Disteln sollen für dich sprießen. Aber deine Nahrung soll das Gras des Feldes sein. Im Schweiß deines Angesichts sollst du Brot zu essen bekommen“ (3:17-19). Was auch immer die natürliche Umgebung in Eden sein sollte, außerhalb ist es jetzt eine schwierige Umgebung, die vom Menschen bearbeitet und verbessert werden muss, damit er sie nutzen kann. Nach der Geschichte der Sintflut wird

Noah eine weitere Anleitung gegeben, an der sich die Beziehung des Menschen zur Natur noch weiter zu verändern scheint. G-tt erklärt: „Jede Kreatur, die lebt, soll dir zum Essen gehören; wie bei den grünen Gräsern gebe ich dir all dies“. Somit stehen dem Menschen nicht nur die Pflanzen als Nahrungsquelle zur Verfügung, sondern es wird auch erwartet, dass der Mensch die Tiere beherrscht und nutzt. Diese unvollendete Version der Welt ist keine idyllische Utopie, sondern eher ungezähmt und bedarf daher der Beherrschung und Kontrolle durch den Menschen, um sie nicht nur lebenswert, sondern produktiv zu machen.

In seinem Buch „The Moral Case for Fossil Fuels“ fasst Alex Epstein dieses Konzept gut zusammen, wenn er die moderne Klimaalarmistenbewegung beschreibt: „Diese Bewegung betrachtet den Menschen als eine zerstörerische Kraft für die Klimaaufrechterhaltung, die das Klima gefährlich macht. Tatsächlich ist die Wahrheit das genaue Gegen-



geradliniges Feld. Trotz vieler öffentlicher Behauptungen gibt es keine etablierte Wissenschaft, und es bleiben große Meinungsverschiedenheiten zwischen Wissenschaftlern, die sich auf die Vorhersage zukünftiger Klimaszenarien konzentrieren, und denen, die das historische Klima der Erde studieren. Ich persönlich verstehe und respektiere, dass es einige mehr Erfahrene als ich auf diesem Gebiet gibt, die glauben, dass ein Zusammenhang zwischen einem erhöhten, erzeugten Kohlendioxid in der Atmosphäre und einer erhöhten Erwärmung besteht. Trotz dieser Behauptung, ist es jedoch höchst beunruhigend, aus religiöser Sicht zu empfehlen, unsere Abhängigkeit von Brennstoffen zu reduzieren. Man muss nur kurz darüber nachdenken, wie sich die Zivilisation durch die Industrialisierung im letzten Jahrhundert entwickelt hat, um zu erkennen, dass wir als Ganzes die Herausforderung erfüllen, die G-tt vor so vielen Jahren an Adam und Noah gestellt hatte.

Bis vor 200 Jahren widmete der Mensch den Großteil seiner produktiven Zeit der Befriedigung der menschlichen Grundbedürfnisse seiner Familie, und als die Sonne unterging, ruhte sich der Mensch einfach aus und wartete bis zum nächsten Morgen, um die Felder für diesen Zweck weiter zu

Wir nehmen kein sicheres Klima und machen es gefährlich; Wir nehmen ein gefährliches Klima und machen es sicher.

teil; wir nehmen kein sicheres Klima und machen es gefährlich; Wir nehmen ein gefährliches Klima und machen es sicher. Die Hochenergie-Zivilisation, nicht das Klima, ist der Motor für die Lebensqualität des Klimas.“ Die politisierte Wissenschaft des Klimawandels ist kein einfaches oder

bearbeiten. Kohle, Erdgas und Öl haben der modernen Zivilisation einen zuverlässigen, erschwinglichen und transportablen Zugang zu Energie ermöglicht, der das Leben aller entwickelten Gesellschaften unendlich erleichtert hat. Derzeit kann ein einzelner Bauer, der mit modernen Pestiziden und einem gut ausgestatteten Traktor ausgerüstet ist, genug Land pflügen, pflanzen, pflegen, bewässern und ernten, um Tausende zu ernähren, und hat abends noch genug freie Zeit vor seinem eigenen, technisch vernetzten Schreibtisch. Diese leicht verfügbare Energie hat die menschliche Produktivität freigesetzt, um alle Probleme der Menschheit zu lösen und anzugehen. Von medizinischem Fortschritt und Weltraumforschung bis hin zur Finanzierung des modernen Unternehmens, das die Mehrheit der Menschen in den Industrieländern beschäftigt – all dies ist nur mit der billigen, zuverlässigen Energie möglich, die uns durch „fossile Brennstoffe“ zur Verfügung gestellt wird und die uns davon befreit, unsere ganze persönliche Zeit und Energie für die einfache Herstellung von Lebensmitteln und Kleidung auszugeben. Obwohl „erneuerbare“ Energiequellen wie Sonne und Wind in letzter Zeit populär geworden sind, können sie leider noch nicht annähernd mit der Zuverlässigkeit, Erschwinglichkeit und Transportierbarkeit von Öl, Gas und Kohle mithalten.

Während viele moderne Propheten vor zunehmenden klimabedingten Katastrophen warnen, achten nur wenige auf die abnehmenden Todesfälle, die durch tatsächlich unvermeidliche Naturkatastrophen verursacht werden. In früheren Jahrhunderten haben Überschwemmungen, Waldbrände, Hitzewellen, Erdbeben und Wirbelstürme jährlich Millionen Menschenleben gekostet, jetzt sind sie in der Lage die Auswirkungen solcher Katastrophen auf ein Minimum zu reduzieren. Die weltweite Zahl der Todesfälle durch Naturkatastrophen pro 100.000 Einwohner ist aufgrund der zunehmenden Industrialisierung auf ein verschwindend geringes Niveau gesunken. Dies ist nur mit kostengünstiger Energie- und Rohstoffversorgung aus Öl und Gas und der Produktivität von Menschen möglich, die sonst ihre eigenen Felder nicht verlassen könnten. Die geologische Geschichte der Welt ist von großen katastrophalen Ereignissen und klimatischen Veränderungen geprägt, und dennoch hat sich die Durchschnittstemperatur in diesen Äonen im Vergleich zu anderen Planeten kaum verändert.

Tatsächlich ist es klar, dass G-tt uns eine Welt geschaffen und zur Verfügung gestellt hat, die sich dynamisch an die cha-

otischen Bedingungen der Natur anpasst und das Klima der Erde als Ganzes immer in einem für das Leben akzeptablen Bereich hält. Ob sein periodischer El Ninos, um die Überkühlung im Winter zu ersticken, eine erhöhte Wolkendecke, um der Hitze von Sonnenzyklen entgegenzuwirken, oder eine sich selbst reparierende Ozonschicht, G-ttes Versprechen an Noah nach der Flut wahr klingt klingelt wahr, wenn man das Erdklima als Ganzes betrachtet: „Solange die Erde besteht, werden Saat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht nicht aufhören.“ (Bereschit 8:22).

G-tt hat uns „Distel und Dorn“ der Natur gegeben, damit wir lernen, sie zum Wohle der Menschheit zu meistern, zu bearbeiten und zu nutzen, um so dem Schöpfer Lob zu bringen. Erschwingliche, zuverlässige Energie, die Milliarden von Menschen auf der ganzen Welt mit Nahrungsmitteln, Kleidung und Medikamenten versorgt, stellt den modernen Höhepunkt von G-ttes Weisung zur Beherrschung der Natur dar. Technologien wie Kunststoff, die beim beispiellosen Wachstum und Erhalt der Menschheit im 20. Jahrhundert eine Rolle gespielt haben, sollten geschätzt werden. Wir sollten auf keinen Fall verschwenderisch sein, sondern als moderne Zivilisation nur stolz auf das sein, was wir mit den Mitteln erreicht haben, die uns von G-ttes Erde zur Verfügung gestellt wurden.

Daher bitte ich Sie in Vorbereitung auf Tu B'Shewat in diesem Jahr zu bedenken, dass seine Botschaft nicht darin besteht, diejenigen zu dämonisieren, die natürliche Ressourcen erzeugen oder daraus Nutzen ziehen, sondern die buchstäblichen und bildlichen Früchte der Welt zu schätzen, die G-tt uns gegeben hat, während wir uns bemühen, sie zum echten Nutzen der Menschheit zu nutzen. ■



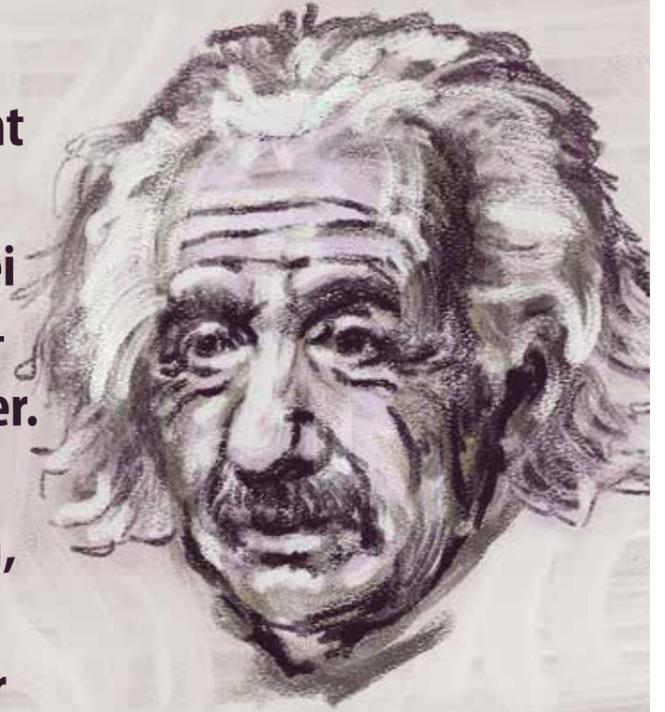


„SIE WOLLTEN UNS VERNICHTEN, SIE HABEN ES NICHT GESCHAFFT, LASST UNS FEIERN!“

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – ein Festjahrversuch?

Ein besonderes Jahr nähert sich seinem Ende. Ein Festjahr. Was da gefeiert wurde? „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. So jedenfalls lautete der offizielle Titel. Erdacht von einem gleichnamigen Verein unter jüdischer und nichtjüdischer Beteiligung. Und ausgestattet mit einem komfortablen finanziellen Polster an Bundes- und Landesmitteln, das es ermöglichen sollte, das ganze Land, von Nord nach Süd und von Ost nach West, an diesen Feiern teilhaben zu lassen. Das es ermöglichen sollte, jüdisches Leben in all seiner historischen und gegenwärtigen Breite und abseits der größten Katastrophe des 20. Jahrhunderts, der Shoa, zu beleuchten. Die Irritationen allerdings fingen schon beim Titel an: „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Dabei ist wenig richtig und vieles falsch. Denn natürlich gab es jüdisches Leben in den Gebieten, die viel, viel später mal Deutschland wurden, auch schon früher. Also vor dem Jahr 321, welches hier zur Stunde Null im deutsch-jüdischen oder jüdisch-deutschen Verhältnis erklärt wurde. Und natürlich ist das Deutschland von heute auch nicht das Deutschland von einst. Doch es war der gutgemeinte Versuch, die Idee dessen, was da gefeiert werden sollte, in wenigen griffigen Worten zu transportieren. Und dabei musste nun mal die eine oder andere Ungenauigkeit in Kauf genommen werden.

„Wenn ich mit meiner Relativitätstheorie recht behalte, werden die Deutschen sagen, ich sei Deutscher und die Franzosen, ich sei Weltbürger. Erweist sich meine Theorie hingegen als falsch, werden die Franzosen sagen, ich sei Deutscher und die Deutschen, ich sei Jude.“



© Illustration Tanja Lubarski

DEUTSCHER MUTTERBODEN – JÜDISCHE TRÄNEN

Was im Jahr 321 geschehen war? Es ist das Jahr, in dem den Juden von Köln durch ein Edikt des römischen Kaisers Constantinus erstmals erlaubt wurde, in öffentliche Ämter berufen zu werden. Das ist beeindruckend. Und zwar in dreierlei Hinsicht. Denn erstens beweist es, dass schon die Machthaber von einst wussten, wie sie auf der einen Seite weltläufig und tolerant auftreten konnten, während sie sich gleichzeitig darauf verstanden, ihren eigenen Vorteil zu sichern. Denn die Berufung in öffentliche Ämter war für die Juden keineswegs umsonst zu haben. Sie beinhaltete er-

Wir anderen allerdings konnten die Gelegenheit nutzen, um uns darüber bewusst zu werden, wie steinalt die Beziehung zwischen Juden und dem Land ist, das irgendwann zu Deutschland werden sollte.

hebliche finanzielle Verpflichtungen, die von nun an erfüllt werden mussten und die vor allem den Machthabern zum Vorteil gereichten. Zweitens ist es beeindruckend, weil es mithilfe von Dokumenten die frühe Existenz jüdischer Menschen auf dem Boden des Gebietes beweist, das später einmal Deutschland werden würde. Und drittens beweist es, dass es gerade hier in Deutschland, also dem Mutterland der Bürokratie, zuerst einmal Dokumente oder schriftliche Nachweise braucht, bevor man etwas glaubt, was im Grunde sowieso schon jeder weiß oder wissen müsste. Aber wie dem auch sei: diejenigen, die Juden für Fremde halten oder die ihnen das Deutschsein absprechen oder die sie für weniger Wert erachten, dürften solche Belege kaum interessieren. Sie werden diese Nachweise keine Bresche in ihre mühsam errichtete geistige

Festung schlagen lassen. Und sie dürften mit Blick auf das Festjahr wohl auch kaum in Feierstimmung geraten sein.

Wie tief unsere Wurzeln in den deutschen Mutterboden eingedrungen sind. Und wie die jüdische Geschichte in einem endlosen Netz von Lebenslinien untrennbar mit der deutschen Geschichte verwachsen ist. Eine Geschichte, die allerdings nicht selten mit jüdischem Blut und jüdischen Tränen geschrieben wurde.

VOKABULAR DER ZWIETRACHT

Dennoch wurde dieses Jahr dabei landauf landab als Festjahr angepriesen. Und auch daran war so manches falsch. Denn so gerne man auch auf siebzehnhundert Jahre der Eintracht, der Harmonie und der gegenseitigen Befruchtung zurückblickt hätte, so wenig entspricht dies der Wirklichkeit.

Mit einem Fest verbindet man Freude, Feierstimmung, ja Vergnügen! Doch was wurde hier eigentlich gefeiert? Und gab es wirklich Grund zur Freude? Siebzehnhundert Jahre der Eintracht, der Harmonie und der gegenseitigen Befruchtung? Schön wäre es. Denn die ununterbrochenen jüdischen Anstrengungen auf der Suche nach Teilhabe, Gestaltung, Anerkennung, Wertschätzung und Respekt wurden nur allzu oft mit dem genauen Gegenteil beantwortet. Mit Ausgrenzung, Ablehnung, Mission und Diskriminierung. Und die Behandlung von Juden in Deutschland und Europa hat – um es mit Worten von Rabbiner Jonathan Sacks zu sagen – dem Vokabular der Menschheit eine ganze Reihe neuer Begriffe hinzugefügt: Disputation, Zwangskonvertierung, Inquisition, Vertreibung, Ghetto, Pogrom und Holocaust. Insofern konnten wir Juden vor allem die Tatsache feiern, dass es uns trotz all der Versuche und der wiederkehrenden Anstrengungen, uns zu missionieren, zu zwangskonvertieren, zu vertreiben oder zu ermorden immer noch gibt.

Dass wir den Kreuzzügen, Pogromen und Vernichtungsversuchen getrotzt haben. Diskriminiert, diskreditiert und dezimiert zwar, aber in einigen Fällen zumindest lebendig. Weswegen der jüdische Dreisatz, der unsere Feste beschreibt, auch heute noch ein Dauerbrenner ist, der da lautet: „Sie wollten uns vernichten, sie haben es nicht geschafft, lasst uns feiern!“

LICHT IM HISTORISCHEN DUNKEL

Deutschland jedenfalls feierte mit. Wahrscheinlich aus Erleichterung darüber, dass die Endlösung nicht zu Ende gebracht wurde. Und aus Erleichterung darüber, dass die Last der Geschichte dadurch noch irgendwie erträglich ist. Irgendwie bewältigbar erscheint. Vielleicht aber auch, weil man wirklich dankbar dafür ist, dass Juden auf deutschem Boden leben und gelebt haben. Denn bei allem Schlechten, was man Juden historisch so angedichtet hat, gibt es auch andere Stimmen. Nämlich solche, die sich daran versucht haben, das Mysterium zu ergründen. Zu verstehen. Zu durchdringen.



Mark Twain 1835-1910

Der Schriftsteller Mark Twain war einer von ihnen und er schrieb in einem Artikel im Harpers Magazin im Jahr 1898 folgendes: „Wenn die Statistiken stimmen, machen die Juden nur ein Viertel Prozent der Menschheit aus. Sie scheinen wie ein nebulöser Hauch von Sternenstaub, der sich im Glanz der Milchstraße verliert. Eigentlich hätte man von dem Juden kaum etwas hören sollen, aber man hört von ihm, man hat immer von ihm gehört. Er ist auf dem Planeten so prominent wie jedes andere Volk und seine Bedeutung steht in einem krassen Missverhältnis zu seiner geringen Größe. Seine Beiträge zur Liste der großen Namen in Literatur, Wissenschaft, Kunst, Musik, Finanzwesen, Medizin und abstrakter Gelehrsamkeit stehen ebenfalls in keinem Verhältnis zu seiner kleinen Zahl. Er hat in dieser Welt zu allen Zeitaltern einen wunderbaren Kampf geführt, und er hat es mit gefesselten Händen getan. (...) Alle Dinge sind sterblich außer dem Juden; alle anderen Kräfte vergehen, aber er bleibt. Was ist das Geheimnis seiner Unsterblichkeit?“

Man kann also auch eine andere Perspektive einnehmen. Denn so wie es aussieht gibt es auch Licht im historischen Dunkel. Hier und da jedenfalls. Wobei das Gute am Licht ist, dass es nur ein klein wenig davon braucht, um eine Menge Dunkelheit zu

vertreiben. Und dieser Umstand war es wohl auch, der uns Juden zu allen Zeiten die notwendige Zuversicht verliehen hat, um an der Welt um uns herum nicht zu verzweifeln.

ERRUNGENSCHAFTEN UND STEREOTYPEN

So oder so gehören Juden jedenfalls zu Deutschland. Das taten sie schon, bevor es das Deutschland in seiner heutigen Form überhaupt gab. Und deshalb sollte das Festjahr nicht nur dazu dienen, diesen Umstand zu betonen, sondern es sollte auch die Möglichkeit eröffnen, das Scheinwerferlicht auf die Errungenschaften, die Beiträge, die Leistungen jüdischer Menschen im Laufe der letzten 1700 Jahre zu richten. Und das wiederum war im letzten Jahr aus unterschiedlichen Gründen ebenso nötig, wie es in Zukunft nötig sein dürfte. Denn erstens findet seit dem industriellen Massenmord an den europäischen Juden eine visuelle und intellektuelle Verengung statt. Einfacher ausgedrückt: Es ist unheimlich schwer, sich mit jüdischem Leben in Vergangenheit und Gegenwart zu beschäftigen, ohne dass der Holocaust eine Rolle spielt. Er ist der Elefant, der sich fast immer irgendwo im deutsch-jüdischen Raum befindet. Und an dem man nur selten unbemerkt vorbeikommt.

Zweitens braucht es vielfältige Anstrengungen, Bemühungen und nicht nachlassendes Engagement, um den uralten Vorurteilen, Stereotypen und Ressentiments über „den Juden“ etwas entgegenzusetzen. Die über Jahrhunderte entstandenen, machtvollen Bilder zu übermalen oder Gegenentwürfe zu zeichnen. Und der Schwarz-Weiß-Malerei der Antisemiten ein farbenfrohes Gemälde jüdischer Lebenswirklichkeit entgegenzusetzen.

Und drittens ist es der gut gemeinte Versuch, der nichtjüdischen Gesellschaft ein Bild der Juden zu vermitteln, welches sie, ihre Geschichte, ihre Religion, ihr Gesetz, ihre Existenz, ihre Kultur und vieles mehr besser verstehen lässt. Doch genau hier stößt man auf ein schier unlösbares Problem. Auf einen Fehler im System. Auf eine unmögliche Mission. Denn wie können Nichtjuden ein tieferes Verständnis von „den Juden“ erlangen, wenn wir uns selbst doch kaum beschreiben können? Wie ein Phänomen veranschaulichen, das selbst wir Juden nur in den seltensten Fällen erklären können? Wie kann das Paradoxe als solches verständlich gemacht werden? Wie soll die Widersprüchlichkeit jüdischen Daseins zugänglich gemacht werden?

PARADOXIE JÜDISCHEN DASEINS

Woody Allen hat dieses aussichtslose Unterfangen augenzwinkernd auf den Punkt gebracht, als er sagte: „I'm a Jew but I can explain it!“. Auf deutsch: „Ich bin ein Jude, aber ich kann es erklä-

Wobei das Gute am Licht ist, dass es nur ein klein wenig davon braucht, um eine Menge Dunkelheit zu vertreiben. Und dieser Umstand war es wohl auch, der uns Juden zu allen Zeiten die notwendige Zuversicht verliehen hat, um an der Welt um uns herum nicht zu verzweifeln.

ren!“. Aber nicht jeder ist so scharfsinnig wie Woody Allen, weshalb wir anderen in beständiger Regelmäßigkeit an dieser Herkulesaufgabe scheitern. Wahrscheinlich ist das auch der Grund, weshalb wir nie aufgehört haben, darüber zu grübeln, ob G“t

sich nicht vielleicht doch vertan hat, als er ausgerechnet uns auserwählt haben soll. Ausgerechnet dieses kleine, streitbare, hartnäckige, widerspenstige und diskussionsfreudige Volk. Zumindest fragen sich das diejenigen, die an den Einen und Einzigen und seine merkwürdige Wahl glauben. Die anderen halten es eher mit der italienischen Autorin Ornella Fallaci, die einmal bekannte: „Ich bin Atheistin! G“tt sei Dank!“. Vielleicht kann es aber auch gar nicht anders sein. Vielleicht braucht es die Spannung, das Mysterium, die Widersprüchlichkeit und die Paradoxie jüdischen Daseins. Weil wir just in dem Moment, in dem wir endlich erklärbar, verstehbar, erfassbar wären, gleichzeitig aufhören würden zu existieren. Deshalb sind und bleiben wir, wie das Licht. Und zwar nicht das Licht unter den Völkern, wie der Prophet Jesaja es uns als Auftrag mit auf den Weg gegeben hat, sondern wie das quantenphysikalische Lichtmodell. Sprich: wir sind mal Welle und mal Teilchen und vor allem beides zusammen. In jedem Fall aber sind wir schwer zu beschreiben. Und noch schwerer – zu verstehen!

HEUTE IST NICHT DAMALS

Aber wie dem auch sei. Dennoch sollte der Versuch unternommen werden, zumindest das abzubilden, was im Laufe der wechselhaften Geschichte über das jüdische Wirken gesammelt werden konnte. Mit anderen Worten: die Vielfalt und die Unterschiedlichkeit jüdischen Lebens in Deutschland sollte ebenso abgebildet werden, wie all die Beiträge, die Juden im Laufe der Geschichte erbracht haben. In politischer, wirtschaftlicher, philosophischer, religiöser, künstlerischer, medizinischer, literarischer, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Hinsicht. Ganz so, als wären diese Leistungen die Vorbedingung für Anerkennung und Respekt. Als hinge die Würde jüdischer Menschen von ihrem Mehrwert in gesellschaftlicher, politischer und ökonomischer Hinsicht ab. Und als würde ohne diese der Antisemitismus verständlicher oder gar akzeptabler. Albert

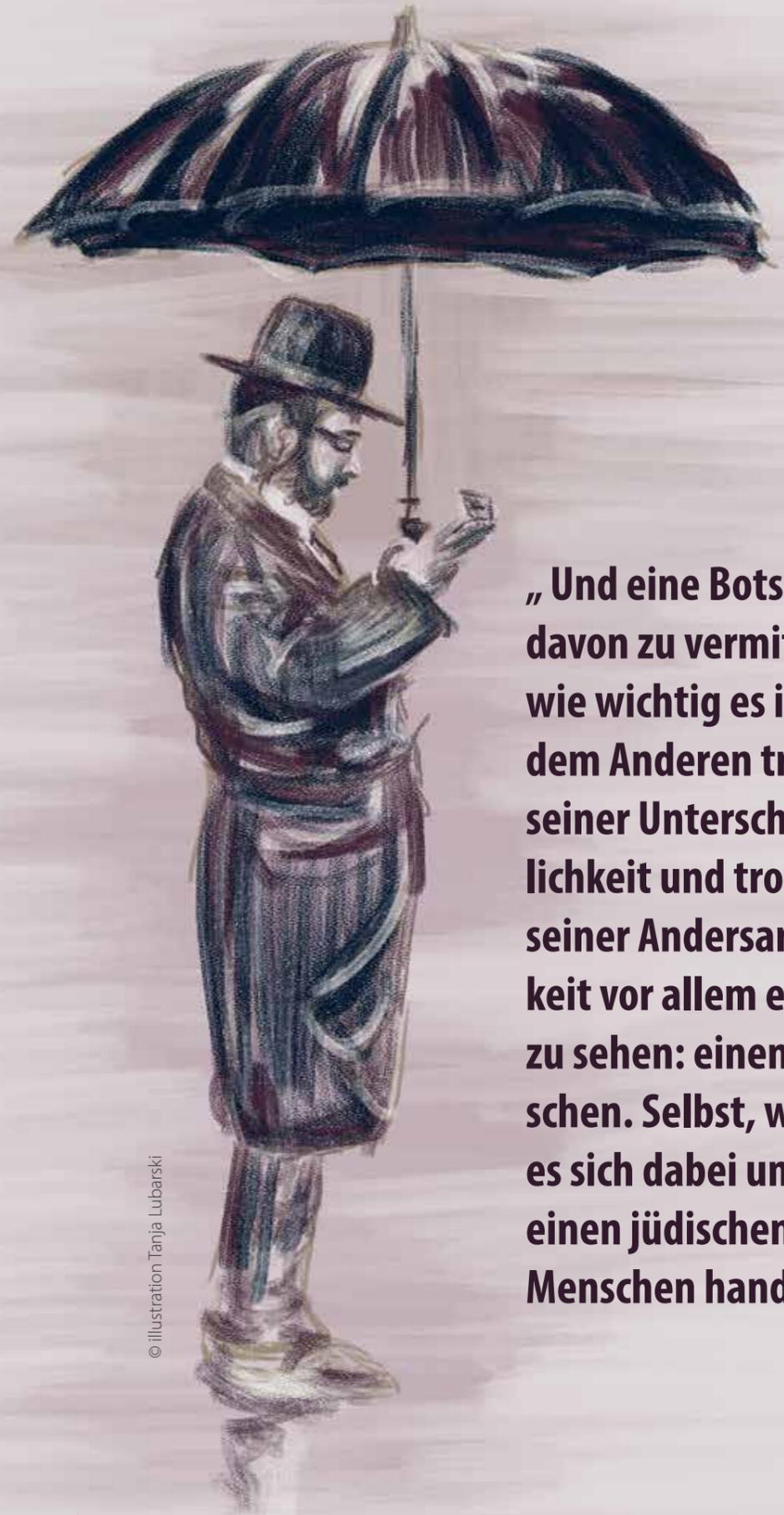
Einstein hat es einst treffend zusammengefasst: „Wenn ich mit meiner Relativitätstheorie recht behalte, werden die Deutschen sagen, ich sei Deutscher und die Franzosen, ich sei Weltbürger. Erweist sich meine Theorie hingegen als falsch, werden die Franzosen sagen, ich sei Deutscher und die Deutschen, ich sei Jude.“ Und die 14-jährige Anne Frank schrieb in ihrem weltberühmten Tagebuch mit deprimierender Klarsicht: „Ich frage mich manchmal, ob irgendjemand jemals verstehen wird was ich meine, ob irgendjemand jemals über meine Undankbarkeit hinwegsehen und sich keine Gedanken darüber machen wird, ob ich Jude bin oder nicht. Sondern mich stattdessen einfach als Teenager sieht, der sich nach ein bisschen Spaß sehnt.“ Für Anne Frank blieb es ein unerfüllter Traum. Ein Traum, der unter dem antisemitischen Hass begraben wurde.

Aber heute ist nicht damals. Und wer weiß, vielleicht ist es im Laufe des letzten Jahres ja doch hier und da gelungen, das jüdische Mysterium ein wenig zu entschlüsseln. Das Gewöhnliche im Außergewöhnlichen sichtbar zu machen. Das vermeintlich Unerklärliche zu erklären.

Und eine Botschaft davon zu vermitteln, wie wichtig es ist, in dem Anderen trotz seiner Unterschiedlichkeit und trotz seiner Andersartigkeit vor allem eines zu sehen: einen Menschen. Selbst, wenn es sich dabei um einen jüdischen Menschen handelt. ■



„Ich frage mich manchmal, ob irgendjemand jemals verstehen wird was ich meine, ob irgendjemand jemals über meine Undankbarkeit hinwegsehen und sich keine Gedanken darüber machen wird, ob ich Jude bin oder nicht. Sondern mich stattdessen einfach als Teenager sieht, der sich nach ein bisschen Spaß sehnt.“



© illustration Tanja Lubarski

„ Und eine Botschaft davon zu vermitteln, wie wichtig es ist, in dem Anderen trotz seiner Unterschiedlichkeit und trotz seiner Andersartigkeit vor allem eines zu sehen: einen Menschen. Selbst, wenn es sich dabei um einen jüdischen Menschen handelt.“

Covenant & Conversation: Weisheit der Thora



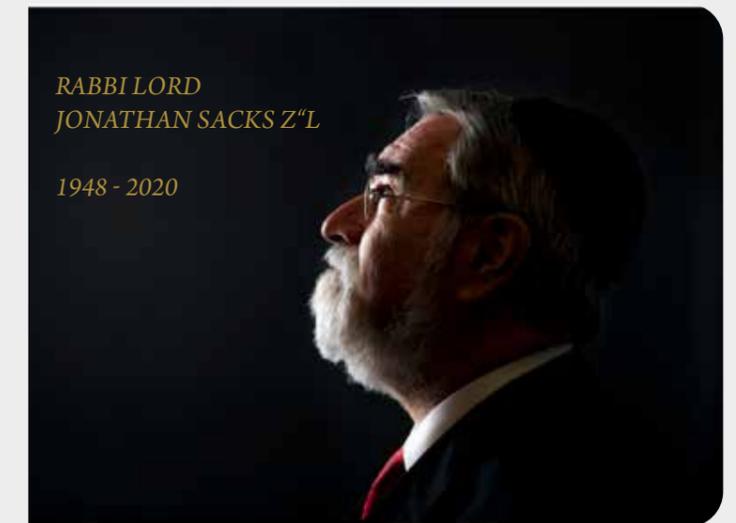
Der Bund traditioneller Juden in Deutschland (BtJ) und das Rabbiner Seminar zu Berlin geben Covenant & Conversation Newsletter von Rabbiner Lord Jonathan Sacks z"l heraus

Das Gemeindemagazin des BtJ im Gespräch mit Rabbiner Dovid Kern

Mit der deutschen Ausgabe des Covenant & Conversation Newsletters von Rabbiner Lord Jonathan Sacks z"l ermöglichen seit fast einem Jahr der Bund traditioneller Juden in Deutschland (BtJ) und das Rabbinerseminar zu Berlin es nun auch den deutschsprachigen Lesern, von Wissen und Weisheit des ehemaligen britischen Oberrabbiners, der im November 2020 verstarb, zu profitieren und Lehren aus der Thora in den eigenen Alltag einzubinden. Rabbiner Sacks, Autor von mehr als 30 Büchern, galt als weltweit anerkannte religiöse Führungspersönlichkeit. Viele Menschen folgten seinen wöchentlichen Botschaften im Internet und den sozialen Medien, seine Thora-Betrachtungen wurden in verschiedenen Veröffentlichungen zusammengefasst. Das Gemeindemagazin des BtJ spricht mit Rabbiner Dovid Kern, der seine Parascha-Auslegungen ins Deutsche überträgt.

Herr Rabbiner, Rabbiner Lord Jonathan Sacks z"l, dessen wöchentlichen Botschaften die ganze jüdische Welt verfolgte, ist in einer Zeit von uns gegangen, in der wir seine Weisheit und Menschlichkeit vielleicht noch mehr als sonst gebraucht hätten. Zum Glück für uns hat Rabbi Sacks für das gesamte Jahr Essays zu den Thora-Wochenabschnitten vorbereitet, als er wusste, dass er bald von uns gehen würde. Diese Texte werden von seinem Büro im Rahmen des Projekts „Covenant & Conversation“ in mehreren Sprachen veröffentlicht. Sie haben sich ja bereit erklärt, die komplexe Arbeit, die Parascha-Auslegungen von Rabbi Sacks ins Deutsche zu übertragen, auf sich zu nehmen. Wie kam es zu diesem Projekt und was hat Sie bewegt, diese Aufgabe zu übernehmen?

Zunächst ein paar Worte zu Rabbiner Lord Jonathan Sacks z"l: Als Rabbiner Jonathan Sacks Anfang November 2020 an den Folgen einer Krebserkrankung 72-jährig starb, verlor die jüdische Welt – und nicht nur sie allein – einen sehr bedeutsamen, universell gebildeten, unermüdlich um Gerechtigkeit und Liebe streitenden Menschen, der es



RABBI LORD
JONATHAN SACKS Z"l

1948 - 2020

© www.rabbitsacks.org

sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Thora im Hier und Heute zu verankern, das heißt, sie uns nahezubringen. Davon zeugen seine vielen Bücher, seine unzähligen Auftritte im Rundfunk und Fernsehen und nicht zuletzt seine seit 2006 in der Reihe Covenant & Conversation online gesetzten, in mehreren Sprachen erschienenen Beiträge zu den Wochenabschnitten. Auf Deutsch gibt es sie ab Januar 2021, unterstützt vom Bund traditioneller Juden in Deutschland und dem Rabbinerseminar zu Berlin, hier insbesondere von Rabbiner Joshua Spinner, der mich durch unsere gemeinsame Arbeit für die Ronald S. Lauder Foundation in Berlin gut kennt und mich für die Übersetzung ins Deutsche vorgeschlagen hat. Ich habe dieses Angebot gerne angenommen, nicht zuletzt weil ich als Rabbiner tagaus, tagein mit unseren heiligen Schriften befasst bin – als Lehrer und Lernender.

Sie selbst – in Deutschland geboren und aufgewachsen, sind mit Großbritannien persönlich verbunden und mit Englisch sehr gut vertraut. Wie kam es dazu?

Ja, das ist eine lange Geschichte. Eine von vielen Emigrantengeschichten. Ich versuche, mich kurz zu fassen. Meine Großeltern spielen hierbei eine nicht unwesentliche Rolle. Meine Großmutter war in Wien geboren, mein Großvater im vogtländischen Plauen aufgewachsen. 1939 zählten beide zu jenen, die das Glück hatten, mit dem Kindertransport nach England zu gelangen. Das rettete ihr Leben. In England lernten sie sich kennen, heirateten und bekamen ihr erstes Kind – meine Mutter. Ihr Hass auf Hitler und seine Kohorten führte dazu, dass meine Großeltern sich einer sozialistischen Gruppe aus vorwiegend jüdischen Emigranten, dem Young Austria, anschlossen und von einer besseren Welt mit einer Gesellschaft träumten, in der alle gleich sind. Als die junge DDR nach dem Krieg Anzeichen zeigte, Teil dieser „Neuen Welt“ und ihrer Träume zu werden, wollten sie an der Utopie mitwirken und entschieden sich, dort zu leben. Der Umzug nach Deutschland im Jahr 1950 war ein Preis, den sie zu zahlen bereit waren. Die Dankbarkeit und Liebe gegenüber England, der englischen Sprache und Literatur aber blieb zeit ihres Lebens. Ich kam also schon früh damit in Berührung. Gegen Ende der 80er Jahre, als ich bereits regelmäßig die Synagoge besuchte, lernte ich Rabbiner Weinmann aus Jerusalem und Rabbi Dovid Marlow aus England kennen, die zu wiederholten Besuchen nach Berlin kamen, um uns in unserer Jiddischkeit zu ermutigen. Rabbi Dovid Marlow war ein sehr fürsorglicher Mensch, mit dem ich mich sofort verbunden fühlte. Er lud mich ein, bei seiner Familie zu leben und Thora in England zu lernen, was ich gleich nach der High School tat. Zum ersten Mal hatte ich die Möglichkeit, in einer etablierten jüdischen Gemeinde zu leben und deren Lebensweise zu beobachten. Von dort reiste ich weiter nach Israel, wo ich sechs Jahre in der Jeschiwa verbrachte und nach meiner Hochzeit mit Rebecca, einer gebürtigen Amerikanerin, weitere drei Jahre im Kolliel. Nicht von ungefähr leitete Rabbiner Weinmann z“l die Trauungszeremonie. Ich hatte ihn darum gebeten, da ich



© New York Times

ihn überaus schätzte und wir uns nahestanden. Ich kann also sagen, dass ich seit meinem längeren Aufenthalt in London mich mehr und mehr im Englischen zu Hause fühlte. Heute lebe ich mit meiner Familie in Baltimore und unterrichte ausschließlich auf Englisch.

Ihr beruflicher Weg als Rabbiner führte Sie unter anderem zum Rabbinerseminar zu Berlin, an dem Sie unterrichtet haben. Rabbi Sacks war dort im Dezember 2015 eingeladen, den Hildesheimer Vortrag an der Humboldt-Universität zum Thema Religionsfreiheit zu halten, und warnte vor den Folgen religiöser Gewalt. Was bedeutete damals sein Besuch für die jungen, angehenden Rabbiner in Deutschland?

Diese Frage kann ich leider nicht beantworten. Damals lebte ich schon nicht mehr in Deutschland, sondern war mit meiner Familie bereits nach London umgezogen.

Sind Sie Rabbi Sacks persönlich begegnet? Wie haben Sie ihn erlebt? Was machte ihn, Ihrer Meinung nach, zu solch einer bedeutenden Führungspersönlichkeit?

Ich bin Rabbi Sacks persönlich nie begegnet, weiß aber von anderen, dass er eine beeindruckende Persönlichkeit war, von großer Geisteskraft und breitgefächerten Kenntnissen, von tiefer Empathie und Brüderlichkeit. Ein Mensch, zu dem man aufblickte und der einem doch so nahe, so vertraut war – wie

ein guter Freund. Und ein Mensch, der auch nicht frei von Widerspruch war.

Neben den anderen Qualitäten von Rabbi Sacks als Rabbiner, Gelehrter, Philosoph und Humanist spricht man oft von seinem sehr feinen Sinn für Humor sowie von seiner einzigartigen Art, an Themen und Texte heranzugehen. Was inspiriert Sie persönlich in seinen Parascha-Auslegungen am meisten und warum?

Mir gefällt, dass er versucht, die Dinge nicht einseitig zu betrachten, sondern diverse Aspekte zu untersuchen, und immer bestrebt ist, Bezüge zu unserer Gegenwart zu finden. Auch scheut er nicht davor zurück, andere Meinungen zu zitieren, um sie aus der Perspektive der Thora zu beleuchten. Seine Gelehrsamkeit und Belesenheit sind enorm. Rabbi Sacks war ein kreativer und zuweilen unbequemer Geist, der seine Zeitgenossen zum Nachdenken und sicherlich auch zum Gespräch einlud.

Die Auslegungen von Rabbi Sacks hatten unter anderem auch deshalb solch eine starke Wirkung auf die Öffentlichkeit, weil jeder Mensch sie nicht nur verstehen konnte, sondern sich persönlich von ihnen angesprochen fühlte. Wie war es dem großen Theoretiker stets gelungen, seine Worte Menschen verschiedener Bildung, verschiedener Gruppierungen und Strömungen zugänglich zu machen?

Ergänzend zu meiner Antwort auf die Frage zuvor würde ich hier hervorheben, dass seine Sprache nicht abgehoben ist, also gut verständlich. Zum anderen erzählt er oft von aktuellen Ereignissen und persönlichen Begegnungen mit anderen Menschen, um seine Argumentation oder Lesart der Thora zu verdeutlichen. Dabei ist seine Sprache von prägnanter Aussagekraft. Rabbi Sacks bringt die Dinge auf den Punkt, gedanklich als auch sprachlich.

Rabbi Sacks gelang es nahezu beispiellos, seine Leser und Zuhörer immer im Heute und Hier anzusprechen, ohne den Bezug zur Vergangenheit zu verlieren. Inwiefern ist diese Eigenschaft, die Weisheit der Thora mit aktuellen gesellschaftlichen Ereignissen zu verbinden, für einen Rabbiner wichtig? Und wie entkommt man dabei der Gefahr von möglicher Schnellebigkeit der Aussagen?

Hier ist es wichtig, zwischen der zeitlosen Wahrheit der Thora und ihrer Verdeutlichung oder Illustrierung zu unterscheiden. Die Erklärung der Schrift und die Regeln der Exegese wurden gemeinsam mit der Thora am Sinai offenbart und von den Weisen jeder Generation bis in die Gegenwart überliefert. Dies ist die Grundlage für unser geistiges und moralisches Verständnis, sowie für die Erklärung der Schrift und die praktische Anwendung des Gesetzes, der Halacha. Darüber hinaus will die Thora aber auch, dass wir sie auf das Hier und Jetzt anwenden und mit uns vertrauten Beispielen illustrieren. In Deuteronomium 6, 6 heißt es: „Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, seien auf deinem Herzen.“ Unsere Weisen bemerken zur Stelle, dass die Lehre nicht als etwas Antiquiertes verstanden werden will, sondern so, als hätten wir sie eben heute persönlich empfangen. Erscheint uns die Thora als nicht zeitgemäß und fremd, so fehlt uns der richtige Zugang. Deshalb ist die Verdeutlichung der ewigen Wahrheiten des Judentums anhand zeitgenössischer Beispiele und aktueller gesellschaftlicher Ereignisse so wichtig. Für jeden Rabbiner, der seine Schüler und

Gemeinde ansprechen will, ist dies von enormer Bedeutung. Rabbi Sacks verstand dies wie kein Zweiter. Der Name Covenant & Conversation bringt eben dies auf den Punkt: Covenant, die unveränderlichen Wahrheiten unserer Religion, und Conversation, die persönliche Auseinandersetzung in der Gegenwart.



© Catholic Bishops Conference

Es sind insgesamt 54 Wochenabschnitte im Jahreszyklus der Thora. Gab es bei jeder einzelnen Parascha-Auslegung von Rabbi Sacks, die Sie bisher ins Deutsche übertragen haben, eine eigene Besonderheit? Welche Wochenabschnitte waren für Sie persönlich diejenigen, die Sie am meisten ansprachen oder herausforderten?

Im vergangenen Jahr ging Rabbi Sacks Fragen nach, die mit dem Komplex „Führung“ in den unterschiedlichsten Facetten zusammenhängen. Das Wort „Führung“ hat ja im Deutschen seit Hitler einen bitteren Beigeschmack, dennoch kam ich nicht umhin, es zu benutzen. Die erste Parascha, die ich übersetzt habe, trägt die Überschrift „Frauen in Führungspositionen“. Die hat mich insofern beeindruckt, als uns Thora-treuen Juden von anderen nicht selten vorgeworfen wird, dass Frauen bei uns „nichts zu sagen“ hätten. Rabbi Sacks hat hier die Rolle der Frau im Judentum in ihrer gesamten Vielschichtigkeit beschrieben. Auch „Führung und Loyalität“, „An der Spitze einer Nation von Individuen“, „Die Führungskraft als Lehrer“, „Eine Nation von Erzählern“, „Die Kunst des Lobens“ fand ich sehr interes-

sant. Und es gibt sicher noch mehr.

Übertragung von Parascha-Auslegungen in eine andere Sprache ist eine komplexe Angelegenheit, denn das Ergebnis sollte nicht nur dem Leser Informationen nahebringen, sondern zusätzlich ethische und ästhetische Funktionen im eigenen kulturellen Kontext erfüllen. Wie war und ist unter diesem Aspekt Ihre Herangehensweise an die Texte, die Sie übersetzen? Wie könnte man sich am besten Ihre Arbeit vorstellen?

Zunächst lese ich den Text im englischen Original, ohne überhaupt ans Übersetzen zu denken. Dabei geht es mir ausschließlich darum, Rabbi Sacks so zu verstehen, wie er sich selbst verstanden hat: auf Englisch, mit allen Nuancen und Eigenheiten der Sprache. Außerdem schlage ich alle vom Autor zitierten biblischen und talmudischen Quellen im Original nach. Erst wenn ich den Text so verinnerlicht habe, mache ich mich an die eigentliche Übersetzung. Die meisten Formulierungen kommen dann wie von selbst. Zuweilen passiert es aber auch, dass ich an einem Satz länger sitze, als an manchem Paragraphen. Besonders Rabbi Sacks' feinsinniger Humor lässt sich manchmal auf Deutsch nur schwer wiedergeben. Zuletzt gleiche ich meine Übersetzung noch einmal mit dem Original ab. Zum Team gehören auch Herr David Seldner vom BtJ und Frau Sarah Serebrinski vom Rabbinerseminar zu Berlin, die mir mit letzten Korrekturen zur Seite stehen.

Wird es nach Abschluss des Jahreszyklus mit den Parascha-Auslegungen von Rabbiner Sacks weitere Möglichkeiten geben, seine Texte einem breiten deutschsprachigen Publikum zugänglich zu machen? Ist etwas in der Planung?

Die Reihe wurde mit dem neuen jüdischen Jahr 5782 fortgesetzt. Im Fokus stehen dieses Mal vor allem ethische Fragen. Das berührt uns alle. In der Familie, im Alltag, im Berufsleben. Darüber hinaus hoffe ich, dass das deutschsprachige Publikum Rabbi Sacks auch weiterhin auf seinen wöchentlichen Exkursen begleiten wird. Man darf gespannt sein.

Herr Rabbiner, vielen Dank für das Gespräch! ■



Ein schöner und gesegneter Tag

Was Sie schon immer über Tu biSchwat wissen wollten

der Wasserbäche, Quellen und Seen, die in der Ebene und im Gebirge entspringen; Ein Land des Weizens und der Gerste, und des Weinstockes und des Feigenbaumes und der Granate; ein Land der Ölbeere (Oliven) und des Honigs“.

Was gibt es an Tu biSchwat zu feiern – Warum dieser Tag eine besondere Bedeutung hat

Nicht nur Menschen, sondern auch Orte und Daten brauchen Mazal. So ist ein einfacher Tag im Kalender, der 15. Tag des jüdischen Monats Schwat, aus einem Tag, der wahrscheinlich nur für Landwirte von Bedeutung wäre, ein beliebter Halbfeiertag geworden.



Ursprünglich gab es an diesem Tag wenig Aufregendes. Im jüdischen Gesetz (Halacha) ist der 15. Schwat, der in der Mishna als „Neujahr der Bäume“ bezeichnet wird, ein für die Landwirtschaft wichtiger „Trennungstag“. Laut der Thora sollen die Bauern von ihren Früchten Maasser (das Zehntel) an Leviten, Arme oder für den Verzehr in Jerusalem absondern. Dabei sollte dieses Zehntel von der Ernte eines Jahres genommen werden. Deshalb sollte es einen Tag der offiziellen Trennung im Jahr geben: Bis zu diesem Tag zählen alle Früchte, die eine bestimmte Reife erreicht haben, als Früchte des vergangenen Jahres, und alle Früchte, die entweder noch nicht reif sind oder erst noch wachsen werden, zur Ernte des kommenden Jahres. Entsprechend dieser Trennung werden die Zehntel von der Jahresernte abgesondert.

Es stellt sich natürlich die Frage, warum ausgerechnet dieser Tag zum Trennungstag der Früchte wurde? Die Antwort ist ziemlich einfach: Zu diesem Zeitpunkt fällt in Israel der meiste Regen, so dass die Erde voll mit Wasser ist und sich nach dem Winter gut erholt hat. Das sind die nötigen Voraussetzungen für das gute Wachstum von Baumfrüchten.

Doch wenn wir heutzutage Tu biSchwat als „Neujahr der Bäume“ feiern, feiern wir natürlich nicht die faktische Trennung zwischen den Ernten, sondern etwas viel Wichtigeres. Wir denken an den besonderen Segen des Landes Israel, der in der Thora ausdrücklich erwähnt wird (Dwarim 8:7-8): „Denn HaSchem, dein G'tt, bringt dich in ein schönes Land, ein Land

Dieser Tag ist ein passender Zeitpunkt, um daran zu denken, wie viel Gutes uns G-t gibt und wie dankbar wir Ihm dafür sein sollten. Deshalb entstanden mit der Zeit schöne Bräuche, die uns ermöglichen, diese Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen und uns auch aufrichtig zu bedanken. So versuchen viele an Tu biSchwat, Früchte aus Israel zu kosten, oder Weine, die in Israel produziert wurden, zu trinken. Dabei sollen wir natürlich nicht vergessen, die entsprechende Segensprüche zu rezitieren – sowohl vor dem Essen, als auch danach. Denn damit bringen wir unsere Dankbarkeit an G-t richtig zum Ausdruck: Es ist nicht nur so, dass Er uns ernährt, sondern Er erschuf diese Welt auch noch auf solch eine besondere Art und Weise, dass unsere Nahrung schön aussieht und wunderbar schmeckt.

Unsere Weisen sagen, dass alles Äußere das Innere widerspiegelt. Deshalb ist es wohl kein Zufall, dass dieser „einfache“ Tag heutzutage eine ziemliche Bedeutung bekommen hat. Es muss sein, dass der 15. Schwat ein besonderes Potenzial für den Segen beinhaltet. Deshalb entstand noch ein schöner Brauch: Aschkenasische Juden beten an diesem Tag, dass wir am Sukkot (Laubhüttenfest) einen schönen und koscheren Etrog (eine besondere Zitrus-Frucht, die für das Gebot der Thora verwendet wird) erwerben können.

Deshalb, wenn wir uns nicht sicher sind, was wir den anderen Menschen am 15. Schwat wünschen sollen, können wir ihnen guten Herzens einen schönen und gesegneten Tu biSchwat wünschen. ■



Elternführerschein

Was hat die Erziehung der Kinder mit der Einweihung des Mischkan gemein?

Wenn es in der Thora um das Hauptverdienst unseres Stammvaters Avraham geht, scheinen die Meinungen darüber sehr überraschend zu sein. Überraschend in ihrer Einigkeit sowie dem Grund selbst. Avraham, der Ursprung monotheistischer Weltanschauungen, eine weise, anerkannte und charismatische Führungspersönlichkeit seiner Zeit, wird von G-tt für eine scheinbare Selbstverständlichkeit belohnt. Dafür, dass er seine Kinder richtig erzogen hat.

Einerseits ist es bekannt, dass das Judentum tatsächlich einen sehr nach innen, in die Familie gekehrten Lebensstil pflegt. So ist die Schechina (Anwesenheit G-ttes) nach der Zerstörung des Tempels in die jüdischen Häuser umgezogen. Das Haus ist das Zentrum, um welches sich alles andere anordnet. Und nichtsdestotrotz scheint es unverhältnismäßig zu sein, gerade Av-

raham, der die Grundlagen für einen riesigen Teil der modernen Wertevorstellungen geschaffen hat, vordergründig für die richtige Erziehung seiner eigenen Kinder auszuzeichnen.

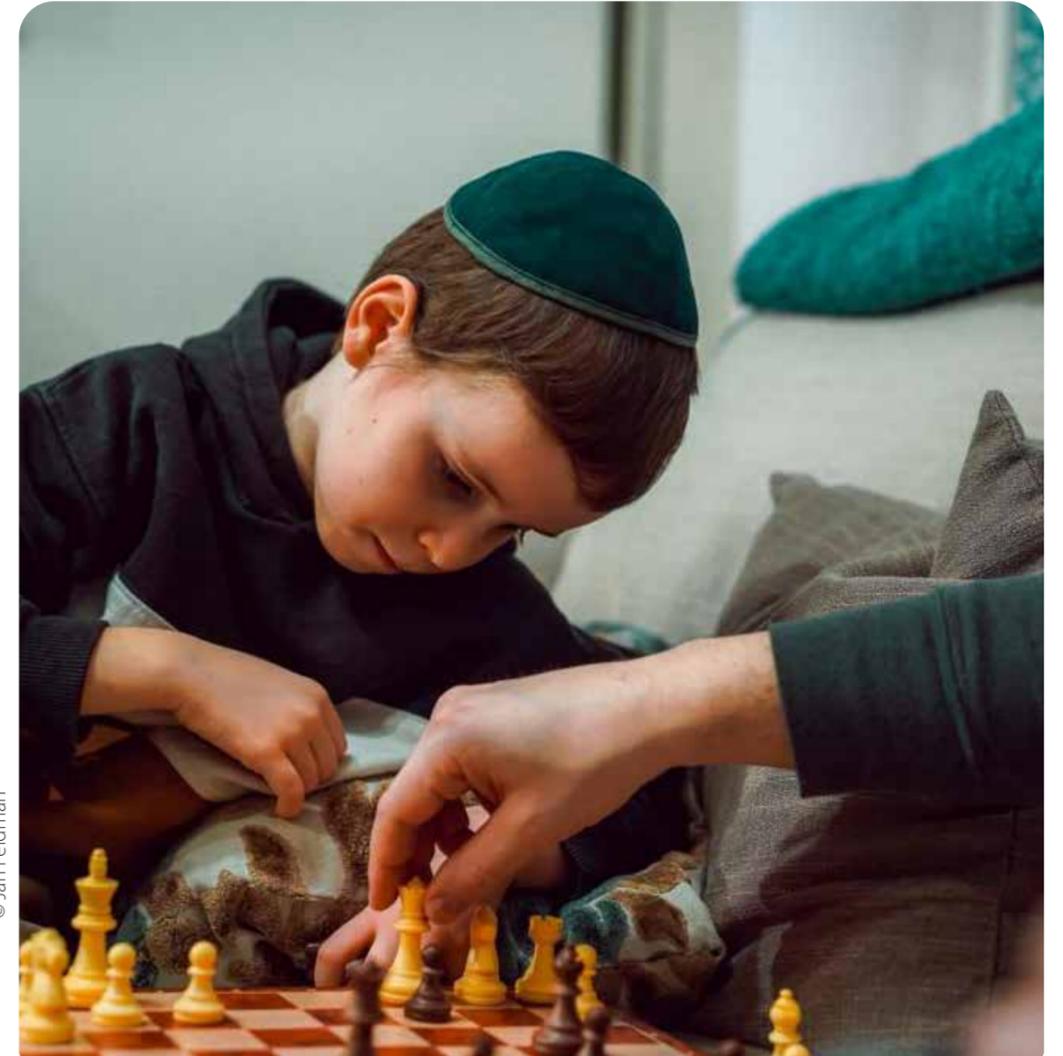
Nehmen wir Mal an, die Erziehung wäre von absolut zentraler Bedeutung. Sehr viel später kommen große Errungenschaften für die Gemeinde, die Gesellschaft oder die Menschheit als Ganzes. Traditionsgemäß ist es jedoch so, dass es für die wichtigen Positionen innerhalb des Judentums eines Trainings bedarf. Ein Schochet (der Metzger), ein Dajan (der rabbinische Richter) oder ein Rabbiner absolvieren spezielle Ausbildungsgänge, die dann in einer Autorisierung durch einen etablierten Experten kulminieren.

Warum ist es so, dass man einfach durch das Erscheinen des Kindes auf der Welt automatisch zu einem Elternteil wird? Wäre es nicht in Bezug auf die Wichtigkeit der Rolle angebracht, dafür eine Legitimation oder zumindest einen Ausbildungskurs als Voraussetzung anzubieten?

Um dem Widerspruch auf den Grund zu gehen, begeben wir uns doch zu der Definition der Erziehung und den Kommentaren, die darüber lehren. Klassischerweise untersuchen wir das Wort „Erziehung“ auf Hebräisch und

Wir wurden also auf diese Welt geschickt, um bessere Menschen zu werden. Die Gebote bilden unter anderem Bereiche unserer Persönlichkeit aus und helfen uns, diese zu verfeinern.

© Jan Feldman



die erste Stelle, an der wir das Wort in der Thora finden.

Erziehung heißt auf Hebräisch Chinuch. Beim ersten Mal, als ein Wort mit derselben Wurzel- Chanukat benutzt wird, geht es um die Einweihung des Mischkan, das Stiftszelt in der Wüste.

Was hat die Erziehung mit der Einweihung zu tun? Die Erziehung ist in gewissem Sinne die Einweihung des Kindes in seine Aufgabe auf der Welt. Durch diesen Vorgang muss das Kind die Fähigkeiten, Talente und Stärken kennenlernen und entwickeln, die ihm helfen werden, ein wertvoller Mensch zu sein.

Der Gaon von Vilna nennt Charakterarbeit als den mit Abstand wichtigsten Grund für das menschliche Leben. Wir wurden also auf diese Welt geschickt, um bessere Menschen zu werden. Die Gebote bilden unter anderem Bereiche unserer Persönlichkeit aus und helfen uns, diese

zu verfeinern. Charakterarbeit ist jedoch kein Masterstudiengang und schon gar nicht Gegenstand einer Doktorarbeit. Es ist zugleich die Lektion und auch der Test durch das Leben selbst. Es reicht nicht, bestimmte Wahrheiten für richtig zu halten oder gar von Ihnen begeistert zu sein.

Die Kinder bringen uns in einem praktischen und intensiven Crashkurs über uns selbst sowie über unsere Beziehung mit G-tt etwas bei, und öffnen in uns Bereiche, die wir sonst in keinem Lehrgang so tief, prägend und fast das Wesen erschütternd nachvollziehen würden.

Judentum ist in dem Sinne keine Religion, es ist kein Studienabschluss mit praktischer Prüfung – die Prüfung dauert ein Leben lang. Somit kann es keine formelle Elternausbildung geben; die Erziehung der Eltern selbst und ihre eigene Charakterarbeit setzten die Grundlagen dafür fest, wie die eigenen Kinder erzogen werden. ■

* Der Beitrag ist zum ersten Mal erschienen unter: <https://www.henrichenrich.de/buch-auf-all-deinen-wegen-erkenne-ihn.html>



Simcha im Harz

Sommernachane des BtJ zum Thema „Freude“

Nach einer langen Pause war es wieder soweit: Machane-Zeit! Auch diesen Sommer fand unser traditionelles Sommernachane im Harz statt – diesmal zum Thema „Simcha“ (Freude). Das Thema des Machanes war sehr passend, denn schon mit großer Vorfreude warteten Kinder und Jugendliche aus Mitteldeutschland darauf, ihre Freunde wiederzusehen und eine tolle Zeit miteinander zu verbringen. Wie groß war erst die Freude, als es sich herausstellte, dass wir dieses Jahr sogar noch Teilnehmer aus Niedersachsen haben würden! Und so lernten die Chanichim jeden Tag gemeinsam durch neue Gedanken und Lieder die Bedeutung der Freude aus der jüdischen Sicht kennen.

Nach einer geselligen Busfahrt mit Musik und aufgeregten Gesprächen kamen die Jugendlichen im schönen Harz an. Und dieses Mal mit einem „tierischen Empfangskomitee“: Ein paar Ziegen begrüßten uns gleich bei der Ankunft. Zu unserer großen Freude haben wir die neuen Nachbarn in den nächsten Tagen noch öfter gesehen.

Gleich im Anschluss bezogen alle ihre Zimmer und fingen an, das große Gelände zu erkunden. Und da gab es wirklich alles was das Herz begehrte: Spielplätze, eine Scheune, Lagerfeuerplätze,

ei nen Streichelzoo, Tischtennisplatten und einen der absoluten Lieblingsplätze: ein großes Fußballfeld. Ohne große Umschweife fanden die ersten Fußballturniere statt und das fabelhaft sonnige Wetter wurde ausgiebig ge-

nossen. Als die letzten Chanichim im Camp eintrafen, konnte das Machane beginnen: Mit einem spaßigen Mario-Luigi-Abendprogramm verbrachten wir den ersten Abend im Camp.

Doch auch die kommenden Tage konnten mit dem tollen Start mithalten. Der zweite Tag im Machane hatte das Tagesthema „Mitzwa gedola lihyot beSimcha“ (Es ist eine große Mitzwa, fröhlich zu sein). Nach dem Morgenkreis lernten die Chanichim in ihren Kwuzot (Gruppen) altersgerecht Gedanken zu dem Thema. Nach dem inspirierenden Tagesstart fuhren wir schon zu unserem ersten Ausflug nach Bad Sachsa. Dort hatten wir die Möglichkeit, unsere sportlichen Fähigkeiten beim Krav-Maga-Kurs unter Beweis zu stellen. Mit den beiden Trainern erlernten die Kinder und Jugendlichen spielerisch ein paar nützliche Selbstverteidigungstricks. Der Tag ging dynamisch weiter: Beim Essen lernten wir gemeinsam Lieder und während der Freizeit konnten die Chanichim bei dem Event „Frag den Rabbiner“ alle ihre Fragen an Rabbiner Portnoy stellen. Anschließend konnten die Kinder und Jugendlichen an verschiedenen Chugim (Freizeitaktivitäten) teilnehmen. Unter anderem gab es Tanzen, Henna-Tatoos-Anfertigen, einen Kunstkurs und Spiele. Auch das Füttern der Tiere stand auf dem Tagesplan, wobei alle, ganz unabhängig vom Alter, Kaninchen und Meerschweinchen streichelten und gar nicht loslassen



wollten. Doch das Abendessen rief, bei dem alle die neuerlernten Lieder schon textsicher mitsingen konnten. Am Abend schlüpfen die Chanichim noch in die Rollen der Vögel aus „Angry Birds“ und konnten durch einen Sieg die goldenen Vogeleier retten. So ging der zweite aufregende Tag im Machane zu Ende.

Auch am nächsten Morgen erwartete uns ein abwechslungsreiches Programm. Das Tagesthema „Vesamachta beHagecha“ (Freue dich an deinen Feiertagen) wurde durch Lieder bei den Mahlzeiten und während der gemeinsamen Aktivitäten schon von Beginn an aufgegriffen. An diesem Tag gab es verschiedenste Aktivitäten, wie die Chugim, „Frag den Rabbiner“-Runden, Spiele, aber auch genügend Freizeit, um das weite Gelände mit seinen Möglichkeiten zu erkunden. Hoch im Kurs stand natürlich das Fußballfeld, doch auch die Spielplätze haben die Kinder und Jugendlichen für sich entdeckt. Traditionell endete der Tag mit einem abenteuerlichen Abendprogramm, bei welchem alle Chanichim zu Seeräubern und Matrosen wurden. Den Rest des warmen Abends genossen alle an der frischen Luft.

So schnell war auch schon die erste Hälfte des Machanes verflogen, doch das war noch kein Grund um traurig zu sein! Denn am folgenden Tag erwartete die Chanichim außer dem gewohnten Tagesbeginn und einem neuen Tagesthema „Ivdu et HaShem beSimcha“ (Diene HaShem mit Freude) der zweite große Tagesausflug. Mit leckeren Lunchpaketen machten wir uns auf in den Freizeitpart Possen. Dort bewiesen die Chanichim ihre Kletterkünste im

Hochseilgarten, hatten eine Menge Spaß auf den großen Hüpfkissenanlagen und in der Indoorspielhalle, und bekamen die Möglichkeit Bären, Elche und viele andere Tiere im Zoo vor Ort zu bestaunen. Nach so einem aufregenden Ausflug war eine Ausrufpause und die darauffolgende aktive Zeit genau richtig. Die Kinder und Jugendlichen lernten, spielten und diskutierten über verschiedene Aspekte des Tagesthemas. Am Abend tauchten alle in die Welt des Orients ein und testeten ihr Wissen über Marokko beim Abendprogramm. Mit orientalischen Musikklingen

neigte sich ein weiterer sommerliche Tag dem Ende zu.

Der letzte richtige Tag hielt verschiedene schöne Überraschungen für die Chanichim bereit. Der Morgenkreis durfte trotz dessen nicht fehlen und beim Frühstück sangen alle die gelernten Lieder einwandfrei und lauthals fröhlich mit. Danach gab es für das ganze Machane das „Ahavat Israel“-Projekt, bei dem ein großes, kreatives



Plakat entstand. Bei den Aktivitäten lernten die Kinder und Jugendlichen etwas zu dem Tagesthema „Kol Sasson veKol Simcha“ (Die Stimme der Freude und die Stimme der Fröhlichkeit) und während der Freizeitaktivitäten stellten die Chanichim ihre liebevoll gestalteten Kunstwerke fertig und verpassten noch zu guter Letzt sogar den Machane-Mitarbeitern individuelle Henna-Tattoos. Obwohl auch dieser Tag viel zu schnell verflog, erwartete alle am Abend außer einem unterhaltsamen Abendprogramm noch ein großes Lagerfeuer. Unter leuchtenden Sternen machten wir alle Stockbrot, grillten Würstchen und Marshmallows, und saßen mit Musik und guter Laune gemeinsam an der Feuerstelle.

Nach einer schönen Zeit in einer warmen Atmosphäre und neugeknüpften Freundschaften, freuen sich alle auf ein Wiedersehen im nächsten Sommer, so wie auch Michael aus Halle: „Ich fand es toll und würde nochmal fahren!“

Wir danken allen beteiligten Gemeinden, dem BtJ, Rabbiner Portnoy, Katia Novominski und dem ganzen Machane-Team für das wundervolle Camp und die unvergesslichen Erinnerungen!



Wieder live zusammen!

*BtJ Schabbaton im neuen Haus der
Gemeinde Regensburg*

Was lange währt, wird bekanntlich gut – und so ging es dem BtJ Schabbaton in Regensburg nicht anders. Ursprünglich geplant für März 2020, konnte dieser nun endlich 12.-14. November stattfinden und damit wurde das neue Haus der Regensburger Gemeinde mit Leben gefüllt.

Gleich zu Beginn möchten wir Ilse Danziger und ihrem gesamten Team vom ganzen Herzen danken. Mit viel Motivation, Bereitschaft und kreativen Ideen, wie man das beste unter den aktuellen Corona-Regelungen aus der Veranstaltung machen kann, war die Regensburger Gemeinde ein wunderbarer Partner bei diesem Vorhaben.

Mit gleich vier Rabbinern - danke an Rav Bloch, Baal HaBayit, Rabbiner Eli Dray, Rabbiner Benjamin Kohan und Rabbiner Elischa M. Portnoy - war es möglich, den Schabbaton auf höchstem Niveau durchzuführen. Tolle Schabbatmosphäre, leckeres Essen, Wiedersehen mit alten Freunden und Kennenlernen von neuen Freunden

bildeten rund um einen Rahmen, in dem man sich den Shiurim und Programmen widmen konnte.

Sicher waren die Highlights mit der Anwesenheit von Emanuel Cohn verbunden. Er beehrte uns mit der Möglichkeit, ihn als Chazan erleben zu dürfen, und gab einen Shiur über Romantik im Talmud. Der krönende Abschluss war jedoch die Regensburger Premiere seines Filmes „Der kleine Diktator“ und das anschließende Gespräch, bei dem man ihm Löcher in den Bauch fragen durfte. Unsere Teilnehmer wurden von Emanuel besonders ausgezeichnet, da er es wohl zum ersten Mal erlebte, dass jemand während des Filmes „Den Erbkönig“ mitsprach.

Besonderer Dank für den Shabbaton gilt natürlich allen voran unseren Partnern und Freunden von der JCommunity. Ihre Anwesenheit und ihr Mitmachen bereicherten den Schabbaton und sorgten für eine ausgelassene Stimmung. Danke auch an das tolle Madrichim- und Roschim-Team, das uns in Regensburg sehr unterstützt hat.

Rundum fühlten wir uns so willkommen, dass wir gerne wieder kommen würden. Daher nochmals großer Dank an Regensburg, die jüdische Gemeinde und vor allem persönlich an die Vorsitzende Ilse Danziger. ■





© Helene Braun

Die Jüdische Gemeinde Mainz-Worms und Rheinhessen stellt sich vor

„Wir sind Welterbe“



Neue Synagoge © Iwan Baan



Eingangstür zur 2010 erbauten Neuen Synagoge in Mainz © Dawyd Yampolsky

ritäten anerkannt worden. Wenn es in Mainz etwa ein halachisches Problem gab, sattelte man ein kräftiges Maultier, ritt ein paar tausend Kilometer zum Zweistromland (dem heutigen Irak) und stellte eine Anfrage an die dortigen „Professoren“. Dann galt es, in Mainz auf Antwort zu warten.

Der Mainzer Jeschiwa ist es zu verdanken, dass die religiösen Autoritäten in der alten Welt Palästinas oder Babyloniens für die Gemeinden am Rhein Bedeutung verloren. Die Jeschiwa in Mainz trat in die Nachfolge des Orients. Hier entstand eine Hochburg jüdischer Gelehrsamkeit.

Von den Juden wurde Mainz „Magenza“ genannt. Magenza steht für „Magen we Zina le chol ha Kehilot“ – Schild und Panzer aller Gemeinden und betont die hervorragende Bedeutung des Ortes.

Als die Mainzer Jeschiwa im 10. Jahrhundert unter den Gemeinden im Rheinland führend wurde, kamen junge Männer aus Frankreich, Italien und vielen anderen Teilen Europas, um hier zu studieren. Manchen gefiel es in der Stadt so gut, dass sie blieben.

Im Übergang zum 11. Jahrhundert entwickelte sich unter Rabbiner Gerschom ben Jehuda das Mainzer Lehrhaus zur vollen Blüte. Bis dahin waren die Akademien Babyloniens auch in Deutschland als Auto-

DIE VERDIENSTE GERSCHOM BEN JEHUDAS

Gerschom ben Jehuda (*960) passte Talmudkommentare und Verordnungen an die Verhältnisse der Juden am Rhein an. Er schuf eine einheitliche Basis für Textinterpretationen und muss eine hervorragende, einflussreiche Lehrerpersönlichkeit gewesen sein.



Eingangstür zur 2010 erbauten Neuen Synagoge in Mainz © Dawyd Yampolsky

Bekannt sind vor allem seine Takkanot (Verordnungen) zum Verbot der Polygamie, die notwendige Zustimmung der Frau in eine Scheidung und die Erleichterung für Getaufte, wieder zum Judentum zurückzukehren. Auch die Wahrung des Briefgeheimnisses geht auf ihn zurück. Durch die Autorität von Gerschom ben Jehuda wurde die Bewegung befördert, die bis heute als „aschkenasisches Judentum“ bekannt und in aller Welt verbreitet ist.

Den Grabstein von Gerschom ben Jehuda gibt es nicht mehr. Auf dem alten Mainzer Friedhof steht jedoch ein Gedenkstein, der für Rabbeinu Gerschom von einer späteren Generation (im 12. Jahrhundert) aufgestellt wurde. Dorthin pilgern noch heute fromme Juden aus Israel oder den USA.

Manche zünden eine Gedenkerze an und sprechen das Kadischgebet. Gerne werden auch Kvitelach (Bittzettel) hingelegt und mit kleinen Steinen beschwert, damit der Wind sie nicht fortweht.

Gerschom ben Jehuda ist unvergessen. Sein Ehrenname – Meor ha Gola – ist mit hebräischen Buchstaben auf der silberfarbenen Eingangstür zur 2010 erbauten Neuen Synagoge in Mainz eingepägt.



Gedenkstein von Rabbeinu Gerschom © wikimedia

KREUZZÜGE

Im Ganzen betrachtet war jedoch die Zeit des Mittelalters für die Juden am Rhein furchtbar. Die Angst davor, „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ getauft zu werden, ließ sie während der Kreuzzüge die schlimmsten Qualen erdulden. Mit „echad“ auf den Lippen sind die Frommen in den Tod gegangen. Davon handeln viele der Pijutim mi Magenza (Mainzer Klagelieder).

Während der Kreuzzüge kam es zu Ermordungen, Schändungen, Zwangstaufen. Es entstand eine besondere religiöse Bewegung, die „Chasside Aschkenas“ (Frommen Deutschlands). Manche Juden stürzten sich in die brennenden Synagogen, Mütter ertränkten vor Angst ihre Kinder im Rhein, bevor sie selbst in den Tod gingen. Anderen gelang die Flucht Richtung Osten, wo sich das aschkenasische Judentum weiterentwickelte.

EIN WELTBEKANNTES GEBET AUS MAINZ

Wer etwa in Kapstadt, Ottawa oder Buenos Aires in einer jüdischen Gemeinde zu Gast ist und sagt, dass er aus Mainz kommt, wird oft fragend angeblickt. Einigen Frommen, vor allem aber dem dortigen Rabbiner, fängt es spätestens bei dem Wort „Magenza“ an zu dämmern. Erinnert man in der Runde jedoch an Rabbi Amnon und sein Gebet „unetane tokef mi magenza“, wissen gleich alle Bescheid. Der Gedanke an diesen Pijut, der an Rosch ha Schana in den meisten Synagogen auf der Welt gesprochen wird, jagt noch den Säkularsten einen heiligen Schrecken ein.

„Wir wollen die Größe und Heiligkeit des Tages schildern, er ist furchtbar und ernst (...) Am Neujahrstag werden sie eingeschrieben, und am Tag der Versöhnung wird besiegelt, wie viele dahinscheiden und wie viele geboren werden, wer leben soll und wer sterben (...)“

Seit dem 13. Jahrhundert wird als Verfasser des nach seinen hebräischen Anfangswörtern benannten Gebets „unetane tokef“ ein Rabbi Amnon aus Mainz genannt. Der Legende nach ist er, um seinem Glauben treu zu bleiben, al Kidusch ha Schem (zur Heiligung des göttlichen Namens) eines grausamen Todes gestorben.

EIN SPRUNG IN DIE NEUERE ZEIT

Im Jahr 1881 wurden in Mainz ein neuer Friedhof und eine maurische Trauerhalle eingeweiht. Diese ist eine wahre Schönheit und eine Zeitzeugin. Sie kann nicht ohne Wehmut betrachtet werden, denn sie ist das einzige jüdische Gebäude in Mainz, das den Naziterror und den Bombenkrieg überstanden hat. Ihr Dach krönt ein goldener Davidstern.

Viele der hohen Marmorgrabsteine waren auf dem Friedhof von den alteingesessenen jüdischen Familien mit der Zuversicht aufgestellt worden, dass einmal die Namen mehrerer Generationen darauf eingemei-

ßelt würden. Statt Namen sind jedoch Leerstellen geblieben, die niemand füllen kann. Auf einigen Gräbern erinnern nach 1945 eingefügte Platten an Mainzer Jüdinnen und Juden, die in Theresienstadt verhungerten, die in Piaski verschwanden, die in Auschwitz vergast wurden.

Wie würde die Jüdische Gemeinde Mainz heute aussehen, wenn sie alle hier und am Leben geblieben wären? Wenn sie Enkel und Urenkel hätten? Wenn die Jüdische Gemeinschaft gewachsen wäre und nicht abhängig vom Wohlwollen um ihre Würde kämpfen müsste?



Mainz, Trauerhalle des israelitischen Friedhofs
© Dawyd Yampolsky

ASSIMILATION ALS HOFFNUNG

Noch im Jahr 1844 betete die Gemeinschaft der Juden in Mainz unter ihrer Bezeichnung „Israelitische Religionsgemeinde“ zusammen in ihrer Synagoge nach orthodoxem Ritus. In dieser Zeit jedoch kamen in Deutschland Bestrebungen auf, den jüdischen Gottesdienst zu reformieren. Als ein Synagogenneubau notwendig wurde, gab es auch in der Mainzer Gemeinde Diskussionen darüber, ob und wie weit man sich Reformbestrebungen für den Gottesdienst anschließen wollte.

Die Gemeinde wartete das Ergebnis mehrerer gesamtdeutscher

Rabbinerkonferenzen ab. Schließlich gab man die gewünschte neue Synagoge in Auftrag. Doch über die Inneneinrichtung kam es dann unter den Mitgliedern zu einem heftigen Streit. Der größere Teil der Mainzer Jüdinnen und Juden wünschte nämlich, an Festtagen Orgelmusik zu hören. Tatsächlich beauftragten die Reformfreudigen dann den besten Orgelbauer Deutschlands. 1853 wurde die Synagoge mit festlicher Orgelmusik eingeweiht.

Nicht mehr die immer wiederkehrende Befolgung des Ritus stand im Vordergrund, sondern das subjektive Wohlbefinden und die persönlichen Erwartungen der Gläubigen. Und zum Schluss ein Halleluja mit Orgelgebräus?

THORA UND TRADITION

Empört über solche Verkirchlichungen wandten sich die Orthodoxen ab und gründeten die „Israelitische Religionsgesellschaft“. Um nach traditionellem Ritus zu beten, zogen sie sich zunächst in ein Gasthaus zurück. 1856 erfolgte der Bau und Einweihung einer orthodoxen Synagoge, die später im maurischen Stil von dem hervorragenden Stadtbaumeister Kreyßig zu einem „Schmuckkästchen“ erweitert wurde.



Dr. Marcus Lehmann

Als erst Dreiundzwanzigjähriger wurde Dr. Marcus Lehmann als Rabbiner berufen. Erfolgreich führte er die Gemeinde 36 Jahre lang. Er veröffentlichte die Wochenzeitung „Der Israelit“, die zum Publikumsorgan der Orthodoxie in Deutschland avancierte. Seine sechs Bände „Aus Vergangenheit und Gegenwart“ wurden in viele Sprachen übersetzt.

Der „Israelitischen Religionsgesellschaft“ gehörten prominente Mainzer Familien an. Unter ihnen Hedwig und Isidor Reiling, die Eltern von Anna Seghers. Der 1913 in Mainz geborene Rabbiner Professor Dr. Leo Trepp hat eine Sammlung von liturgischen Gesängen (Nigune Magenza) hinterlassen, die er als Kind und junger Mann tief ergriffen in dieser orthodoxen Synagoge an der Flachmarktstraße gehört hatte.

SCHOA

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wohnten in Mainz 3104 Jüdinnen und Juden. Das waren 3,07 % der Gesamtbevölkerung. Außer den Synagogen gab es auch jüdische Bethäuser, eine Schule, ein Krankenhaus, ein Altenheim, koschere Restaurants und Lebensmittelgeschäfte und vieles mehr. Viele Juden fühlten sich als Staatsbürger jüdischen Glaubens und wollten keinem anderen als dem deutschen Volk angehören. Patriotisch gestimmt zogen sie in den Ersten Weltkrieg, und sie wurden mit

Orden ausgezeichnet. Als 1933 die Nazis an die Macht kamen, dachten sie, der braune Spuk würde schon wieder vergehen. Doch als dann am 9. November 1938 die beiden Synagogen und die Bethäuser brannten, traf sie der Schock mit voller Wucht. Bald sollte es nur noch den Zug vom Güterbahnhof geben, der die gedemütigten und entrechteten Menschen nach Piaski zum Sterben brachte, oder nach Theresienstadt, dieser Vorhölle von Auschwitz.

Im November 1945 gründeten etwa zwanzig Überlebende die Jüdische Gemeinde Mainz. Ein paar Jahre später bauten sie ein Wohnhaus, in dem ein Betsaal eingerichtet wurde, der Sitzplätze für 95 Personen bot. Die einst blühende jüdische Gemeinschaft in Mainz zählte im Laufe der nächsten Jahrzehnte nicht mehr als höchstens 150 Mitglieder einschließlich der Juden aus Alzey, Bingen und Worms. Auch heutzutage ist nur die Mainzer Gemeinde selbständig. Sie firmiert unter dem Namen „Jüdische Gemeinde Mainz, Worms und Rheinhessen“. In vielen rheinhessischen Dörfern ist ein jüdischer Friedhof das einzige geblieben, das noch an die kleinen Gemeinden erinnert, die vor den Vertreibungen und Ermordungen zum Leben selbstverständlich dazugehört haben.

Ohne Hoffnung verkaufte die Mainzer Nachkriegsgemeinde in den fünfziger Jahren ihr Grundstück, auf dem eine Synagoge mit einer schönen Kuppel gestanden hatte, unter der Platz für fast tausend Gläubige gewesen war. Geschichtsvergessen errichteten die neuen Besitzer ein mehrstöckiges Zweckgebäude für das Hauptzollamt darauf. Das demütigende Bild schien selbstverständlich und für immer unveränderbar.

Doch im Jahr 1990 geschah tatsächlich ein Wunder, das die Gemeinderäume in dem Wohnhaus zu eng werden ließ und einen Synagogenneubau in Mainz notwendig machte. Die Sowjetunion brach zusammen, der Eisernen Vorhang fiel, und Juden, die dort einem bedrohlichen Antisemitis-

mus ausgesetzt waren, konnten nach Deutschland ausreisen. Der Bau einer neuen Synagoge wurde notwendig.

SCHEHECHEJANU!

„Der du uns hast am Leben lassen!“ Gesegnet sei unser G-tt, der uns das Leben gab, uns stark gemacht und uns bis heute erhalten hat.

Es bedurfte vieler finanzieller Anstrengungen, vieler Köpfe und Hände und ganz gewiss auch G-ttes Hilfe, dass noch ein zweites Wunder geschah und der Platz, wo das Zollamt stand, seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt wurde. Am 2. September 2010 konnte die Neue Synagoge eingeweiht werden. Im jüdischen Kalender ist das der 24. Elul 5770. Seither ist jüdisches Leben in Mainz wieder sichtbar, und die durch den Zufall der Geschichte zusammengebrachten Menschen haben in einem würdigen Zuhause die Chance, zu sich selbst zu finden. Die Gemeinde wird von einem orthodoxen Rabbiner geführt. Sie nennt sich orthodox geprägte Einheitsgemeinde, in der jede Jüdin und jeder Jude willkommen ist. Zum G-ttesdienst kommen nicht nur Gemeindemitglieder, sondern auch jüdische Touristen und Studierende. Der traditionelle, hebräische Ritus ist eine Basis, auf der sich alle treffen können.

Das expressive Synagogengebäude mit Bet-saal, Veranstaltungsraum, Jugendzentrum und Büros wurde nach dem Plan des Architekten Manuel Herz errichtet. Hier werden G-ttesdienste und Feste gefeiert, hier werden, vor allem zu Vorträgen und Konzerten, auch Bürgerinnen und Bürger der Landeshauptstadt willkommen geheißen. Der Gebäudekomplex ist ein Ausdruck jüdischer Selbstbehauptung.

Die Fassade ist mit glasierten, geriffelten Keramikplatten verkleidet, die je nach Lichtverhältnissen von grünlich leuchtend bis schwarz wirken. Die Dachkonstruktion

symbolisiert das hebräische Wort für Kedescha – Heiligung. Der Buchstabe Kof bildet den gewaltigen, in den Himmel ragenden Trichter, der mit einem Fenster von etwa zwölf auf zwölf Metern verschlossen ist. Sein Licht fällt auf die Bima.

Wenn man auf dem Platz vor der Synagoge steht, wird der Blick von einem silberfarbenen Fassadenausschnitt angezogen, den man zuerst gar nicht als Eingangsportal wahrnimmt. Darauf steht mit erhabenen, hebräischen Buchstaben geschrieben:

Meor ha Gola – Bet Knesset Magenza.

Meor ha Gola steht für „Leuchte des Exils“ den Ehrennamen



Neue Synagoge mit Gedenksäulen und Synagogenplatz
© Carsten Costard

Rabbenu Gerschoms.

Bet Knesset Magenza steht für „Synagoge Mainz“.

Beim Betreten der Synagoge überrascht der Vorraum durch seine monumentale Kargheit. Einzig die Fensterbilder fallen ins Auge. Die hohe dunkle Eingangstür zum Betraum ist mit Pijutum verziert. Diese weisen schon auf die goldfarbenen Wände des Innenraums, an denen aus einem Meer von gewürfelt angeordneten Buchstaben Sätze, wie der Beginn des „Schma“ oder das „Ma-

gen we Zina“ herausgehoben sind. Viele Symbole in der Synagoge beziehen sich auf das mittelalterliche Mainz.

UNESCO WELTERBE

Im Juli 2021 hat das Welterbekomitee die SchUM-Stätten in Speyer, Worms und Mainz zum UNESCO-Welterbe ernannt. Dazu gehören der Speyrer Judenhof, der Wormser Synagogenbezirk sowie die alten jüdischen Friedhöfe in Worms und Mainz.

Von der Bedeutung des mittelalterlichen Mainz wurde schon erzählt. Im 12. Jahrhundert schlossen sich dann die drei Gemeinden Schpira, Warmaisa und Magenza unter dem Akronym aus



Neue Synagoge
© Gerhard Hagen Fotografie

Anfangsbuchstaben zum SchUM-Verband zusammen, der führend für die europäischen jüdischen Gemeinden wurde. Das gesamte aschkenasische Judentum nahm die „Takkanot SchUM“ genannten Verordnungen auf und richtete sich weitgehend nach ihnen. Wer an einer wichtigen jüdischen Hochschule studieren wollte (wie beispielsweise „Raschi“ aus Troyes), kam an die Rheinstädte, die auch wirtschaftlich erfolgreich waren. Bis heute erzählen Bauwerke und Friedhöfe von der wechselvollen Geschichte.

Anna Kischner, die Vorsitzende der „Jüdischen Gemeinde Mainz-Worms und Rheinhessen“ sagte in einer Rede anlässlich der Anerkennung zum Welterbe:

„Für uns Juden persönlich zeigt sich die Bedeutung der SchUM-Gemeinden vor allem, wenn man sich auf unseren Friedhöfen aufhält und sieht, wie junge Talmudschüler, die aus aller Welt anreisen, vor den Gräbern der alten Rabbinen beten. Kerzen werden angezündet. Und die mit Steinen beschwerten Kvitelach zeigen, wie viele

Menschen mit der Kraft und der Weisheit der frommen mittelalterlichen Gelehrten bis heute Hoffnung verbinden. Ich wünsche mir, dass auch die Touristen nicht nur kommen, um alte Steine zu fotografieren. Mögen ihnen diese Steine etwas sagen, das sie in ihren Herzen mitnehmen können.“ ■



Einmal im Jahr gab es bei uns zu Hause immer Matze. Ich wusste nicht, wieso oder woher; niemand sagte es mir. Dann fand ich heraus, dass es im Stadtviertel Podil eine Synagoge gab, in der man Matze kaufen konnte – vielleicht tat meine Mutter das, vielleicht mein Vater, vielleicht kaufte jemand anders für sie ein...



„Ich wusste, dass ich Jude war, aber ich wusste nicht, was das hieß“

Max Privorozki ist Vorsitzender des Landesverbandes jüdischer Gemeinden Sachsen-Anhalt K.d.ö.R., Vorstandsmitglied des BtJ und leitet die jüdische Gemeinde in Halle. Der Mathematiker stammt aus Kiew, ist in den 1990er Jahren nach Deutschland eingewandert und nimmt seit fast drei Jahrzehnten an der Gestaltung des jüdischen Lebens hierzulande aktiv teil. Nach

dem Attentat von Jom Kippur auf die Synagoge in Halle im Oktober 2019 wurde er von Reportern mit Interviewanfragen über den wachsenden Antisemitismus in Deutschland sowie über den politischen Umgang damit nahezu überhäuft. Heute spricht er mit dem BtJ-Magazin weder über das aktuelle politische Geschehen noch über die Gefahr des Antisemitismus – sondern über seinen eigenen, sehr persönlichen Weg zum gelebten Judentum. Katia Novominski führte das Gespräch.

Hallo Max! Danke, dass du dir die Zeit für dieses Gespräch genommen hast. Könntest du zunächst ein wenig über dich erzählen: Wer du bist, woher du kommst, was du gemacht hast, bevor du zu einer wichtigen Person im jüdischen Leben Deutschlands wurdest?

Ich wurde 1963 in Kiew geboren, bin also 58 Jahre alt. Meine Familie ist jüdisch, zumindest was die Generationen betrifft, von denen ich etwas weiß. Ich bin jetzt kein Halacha-Experte, aber zumindest weiß ich, dass meine Großeltern und meine Urgroßmutter mütterlicherseits jüdisch waren, ich also auch jüdisch bin. Die Urgroßmutter wurde in Babi Yar ermordet, zusammen mit vielen Verwandten. Ich war etwa 9 oder vielleicht 10, als meine Großmutter mir erzählte, dass ihre Mutter dort ermordet wurde. Sie hieß Teyla, und andere starben mit ihr, eine ältere Schwester meiner Großmutter zum Beispiel. Alle wurden erschossen. Die Urgroßmutter hatte, wie viele andere Juden in Kiew, den Ersten Weltkrieg miterlebt und auch viele Pogrome. Kiew gehörte mal den Roten, mal den Weißen, mal wieder den Roten – und die einzigen, die in dieser Zeit keine Pogrome verübten, waren die Deutschen. Die Urgroßmutter glaubte also, wenn die Deutschen kämen, wäre das nichts Schlechtes, sondern eher etwas Gutes. Aber es endete... Es endete mit Babi Yar.

Weißt du, ich komme auch aus Kiew. Und meine Eltern erzählten mir genau das Gleiche: Meine Urgroßmutter konnte kaum dazu überredet werden, sich evakuieren zu lassen. Sie sagte auch, dass die Deutschen die wunderbarsten Menschen seien... Wie stand es denn in deiner Familie mit jüdischer Tradition? Konnte etwas bewahrt werden?

Ich hatte keinen Bezug zum Judentum als Religion. Ich wusste nur, dass meine Mutter einmal im Jahr gefastet hat – aber niemand sagte mir, warum. Und mein Vater aß zu diesen Zeiten in aller Ruhe weiter... Später, als ich älter war und fragte, wozu das gut sei, sagte meine Mutter, meine Großmutter habe früher gefastet; jetzt könne sie es aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr, also tue es meine Mutter an ihrer Statt. Das war die ganze Erklärung. Warum Großmutter das denn gemacht habe? Keine Antwort. Erst jetzt verstehe ich, warum. Und einmal im Jahr gab es bei uns zu Hause immer Matze. Ich wusste nicht, wieso oder woher; niemand sagte es mir. Dann fand ich heraus, dass es im Stadtviertel Podil eine Synagoge gab, in der man Matze kaufen konnte – vielleicht tat meine Mutter das, vielleicht mein Vater, vielleicht kaufte jemand anders für sie ein...

Meine Großmutter hat auch immer dort Matze besorgt! Die Tüte wurde in Zeitungspapier eingewickelt, um sie sicher nach Hause zu bringen. Viel mehr über das Jüdischsein wussten wir nicht... Und du?

Ich habe erst in Deutschland etwas über das Judentum als Religion erfahren. Davor wusste ich fast nichts. Nur ein paar Fetzen – zum Beispiel, dass es ein jüdisches Neujahrsfest gibt. Mein Freundeskreis an der Uni war gemischt, jüdisch und nichtjüdisch, und da haben wir mal das jüdische Neujahrsfest gefeiert. Aber ich habe es nicht mit seiner religiösen Bedeutung in Verbindung gebracht, mit dem Tag des Gerichts und so weiter. Ich

wusste nur: Das russische Neujahrsfest ist am 31. Dezember, und das jüdische halt an einem anderen Tag. Einmal habe ich das Neujahrsfest vor der amerikanischen Botschaft gefeiert: Wir sind zu der Zeit alle nach Moskau gefahren und standen dort Schlange für die Erlaubnis, in die USA auszureisen. Ich glaube, das war 1988 oder 1989. Damals stand es so: Ich wusste, dass ich Jude war, aber ich wusste nicht, was das hieß. Ich wusste, dass es gewisse Probleme in meinen Beziehungen zur sowjetischen Gesellschaft mit sich brachte. Ich wusste zum Beispiel, dass ich Mathematik studieren durfte, aber nicht etwa Radiophysik. Ich wusste, dass bestimmte Studiengänge tabu waren. Es gab auch andere Formen der Diskriminierung. Und das führte mich zum Entschluss, das Jüdischsein sei eine sehr gute Sache – sie war irgendwie antisowjetisch, also war sie gut. Ich mochte mein Land nämlich nicht. Meine Heimatstadt schon, aber das Land nicht. Ich war sehr antisowjetisch gesinnt.

In der sechsten oder siebten Klasse war ich Mitglied einer kleinen jüdischen Jugendgruppe. Unser Mentor war ein richtiges Wunderkind, ein paar Jahre älter als der Rest. Er war auch sehr antisowjetisch und wollte das Land unbedingt verlassen. Ich weiß nicht, wo er jetzt ist, aber erstmal ist er nach Denver gegangen – und zwar mit Hilfe des bekannten Dissidenten Natan Sharansky, der auf Voice of America, Radio Liberty und so weiter zu hören war. Dieser unser Mentor wurde in der gesamten Sowjetunion berühmt; er wurde von jeder Arbeitsstelle gefeuert, seine Doktorandenstelle hatte man ihm gekündigt. Er war wirklich sehr klug, und ich sah zu ihm auf. Nachdem er entlassen wurde, ging ich weiter zu ihm nach Hause, er hatte da so einen Matheclub. Man wollte ihn nicht ausreisen lassen, aber unter dem internationalen Druck würde es bald doch passieren. Natürlich stand er unter Beobachtung.

Ich erinnere mich, dass meine Mutter mit der Direktorin der Kleinen Akademie der Wissenschaften in Kiew befreundet war,

„Ich schrieb eine Doktorarbeit, habe sie aber nicht verteidigt. Ich heiratete und wurde mit 19 schon Vater. So verwandelte ich mich schnell aus einem jüdischen Jungen in einen unabhängigen jüdischen Mann.“

und ihr Mann fand irgendwie heraus, dass ich zu dieser Gruppe gehörte. Da rief diese Freundin meine Mutter an und sagte: „Dein Sohn hat doch eine Zukunft, er ist so ein kluger Junge – warum lässt du ihn dort hingehen?“ Da ging ich natürlich erst recht weiter hin, aus Protest. Ich blieb dabei, bis zu seiner Ausreise.

Das heißt, dass Mathematik schon immer eine Rolle in deinem Leben spielte. Genauso wie der andere stellvertretende Vorstandsvorsitzende des BtJ bist du Mathematiker – wie bist du zu diesem Beruf gekommen?

Mathe fand ich schon immer faszinierend, und seltsamerweise auch Chemie. Seltsam, weil das zwei so verschiedene Wissenschaften sind, dass wenige Menschen für beide brennen. Tja, und dann habe ich mich in ein Mädchen verliebt. Sie war in einer Chemie-AG, und ich in einer Mathe-AG. Wie gesagt, Chemie mochte ich sowieso und das Mädchen erst recht, also habe ich mich auch für die Chemie-AG eingeschrieben. Das Mädchen ist bald wieder ausgestiegen, ich blieb aber dabei, habe irgendwann einen großen Wettbewerb gewonnen und wollte Chemie studieren. Aber meine Mutter war alles andere als begeistert. Sie meinte, Chemie sei schlecht für die Gesundheit, gefährliche Stoffe beispielsweise, etc. Ich solle bitteschön Arzt werden oder zumindest Mathematiker, jedenfalls kein Chemiker. Eine jüdische Mutter, was willst du machen! Meine ganze Kindheit lang war ich in verschiedenen Clubs und AGs und bei Wettbewerben aktiv. Ich habe die Schule Nummer 145 sehr gut abgeschlossen; heute ist sie ein „mathematisches Lyzeum“.

Ich studierte an der Fakultät für Mechanik und Mathematik, spezialisierte mich auf Wahrscheinlichkeitstheorie und mathemati-

„Mathematik hilft mir bis heute: Zum Beispiel verstehe ich dank ihr etwas von Computern, obwohl ich nie Programmieren studierte. Im Grunde sind alle meine Fähigkeiten, meine gesamte Denkweise, mathematisch. Ich denke in jeder Situation logisch: Wenn x, dann y.“

sche Statistik. Ich schrieb eine Doktorarbeit, habe sie aber nicht verteidigt. Ich heiratete und wurde mit 19 schon Vater. So verwandelte ich mich schnell aus einem jüdischen Jungen in einen unabhängigen jüdischen Mann. Also begann ich zu arbeiten, gab Unterricht und verdiente allmählich richtig gut. Als Student verdiente ich so viel wie ein Professor – ich musste nämlich meine Familie ernähren; meine Dissertation konnte warten. Ich hatte auch keine anderen Hobbys als Mathematik. Irgendwann mal versuchte ich, ein bisschen zu programmieren. Aber sonst nichts, außer antisowjetische Literatur lesen.

Und nach dem Umzug nach Deutschland? Hast du dich dann von der Mathematik verabschiedet?

Weißt du, ich habe schon in Kiew aufgehört, Mathematiker zu sein. Das heißt, ich habe mich zwar weiter mit Mathematik beschäftigt, und war auch weiterhin von ihr fasziniert – aber ab einem gewissen Punkt war ich eben vor allem an Geld interessiert, denn ich hatte eine junge Familie zu ernähren. Deshalb hörte ich auf, Mathematik akademisch zu betreiben. Stattdessen musste ich mit Mathematik Geld verdienen, und das ist etwas ganz anderes. Als ich hierhergezogen bin, sprach ich sehr gut Englisch, aber kein bisschen Deutsch. Das schien erst nicht so schlimm, denn die große Mehrheit der DDR-Wissenschaftler konnte Russisch. Ich habe sogar an einer Uni eine Präsentation auf Russisch zu meinem Arbeitsbereich abgehalten – ich hatte mich per Brief beworben und durfte dann erzählen, was ich in angewandter Mathematik so gemacht hatte. Und zwar habe ich ein System zur Optimierung von Werkstattarbeit entwickelt. Ich versuchte, mei-

ne Talente zu zeigen, stieß aber auf Null Interesse.

Eine Kollegin von mir hat zu dieser Optimierung übrigens später eine Dissertation verteidigt; ich nicht, denn dafür hätte ich zum Juschmasch-Werk fahren müssen – das war wohl die größte Fabrik in der Ukraine. Auch eine der größten in der Sowjetunion. Sie produzierte hauptsächlich militärische Ausrüstung. In der Sowjetunion galt die Regel, dass jeder Betrieb – auch wenn er die geheimste Technik produzierte – auch etwas „für die Menschen“ herstellen musste. Neben Waffen wurde dort also eine Küchenmaschine produziert, sie hieß Mria. Und ich habe eben die Produktion dieser Maschine optimiert: die mathematischen Berechnungen, die Programmierung. Dann sagte mir mein Doktorvater, ich müsse das Werk besuchen, um zu sehen, wie es tatsächlich funktionieren würde. Ich musste dafür eine Genehmigung einholen, da das Werk streng geheim war. Und da habe ich ehrlich gesagt: Ich habe nicht vor, mein Leben in der Sowjetunion zu verbringen, also will ich so eine Genehmigung nicht einholen. Damit hätte ich nämlich keine Chance auf eine Ausreiseerlaubnis gehabt. Da wurde er sehr traurig und sagte: „Dann kannst du doch deine Dissertation nicht verteidigen!“ Ich sagte ihm, das wäre mir klar. Sofort wurde ich von der Arbeit zu diesem Thema suspendiert. Mein Doktorvater war ein guter Mensch, wir blieben persönlich in Kontakt, aber die Arbeit war damit beendet. In meinen letzten Jahren in Kiew habe ich Mathematik also nicht mehr als Wissenschaft betrieben, sondern als Handwerk, von dem ich lebte.

Mathematik hilft mir bis heute: Zum Beispiel verstehe ich dank ihr etwas von Computern, obwohl ich nie Programmieren studierte. Im Grunde sind alle meine Fähigkeiten, meine gesamte Denkweise, mathematisch. Ich denke in jeder Situation logisch: Wenn x, dann y. Und so fühle ich mich kaum je ratlos. Dabei war ich als Gemeindevorsitzender schon mal in Situatio-

Die jüdische Gemeinde steht für ihre Mitglieder ein, ob diese nun nett oder nervig sind, krumm, kahl oder was auch immer, ob ich mit diesem einen Mitglied gerne rede oder nicht so gerne. Es sind alles Jüdinnen und Juden, und von denen gibt es etwa vier Arten, wie Arba Minim. Ich sage auch meinen Mitarbeitern immer: „Dank der Gemeindeglieder haben Sie Ihren Arbeitsplatz – Sie müssen also Ihr Bestes für sie geben.“

nen, in denen man eigentlich nicht nur unter den Schreibtisch kriechen will, sondern am liebsten gleich unters Parkett.

Diese Denkweise hat zweifelsohne mit meiner mathematischen Bildung zu tun. Ich versuche, Probleme zu lösen. Immer. Das einzige Mal, das ich völlig ratlos war – für ein paar Minuten oder Sekunden zu-

mindest – war während des Terroranschlags in Halle. Aber das ist hoffentlich verzeihlich. Nachträgliche Berichte erwecken den Anschein, ich hätte fast emotionslos reagiert. Aber ich hatte furchtbare Angst. Natürlich war ich sehr aufgeregt, als ich die Polizei anrief. Was noch dazu kam, war: Ich rufe an und spreche von einem Terroranschlag auf die Synagoge – und sie fragen mich, „welche Synagoge?“ Wir sind doch nicht in Berlin, es gibt nur eine! Und die Polizei hat offenbar keine Ahnung. Es wird geschossen, ich schalte das Telefon an – es war ja Jom Kippur, es war aus gewesen – meine Hände zittern, meine Stimme zittert, und dann kommen solche Fragen!

Wie bist du denn überhaupt dazu gekommen, das Leben der jüdischen Gemeinde zu deinem Beruf zu machen?

Es war ein Zufall. Ich wurde recht schnell Mitglied der Gemeinde. Das passierte für jüdische Kontingentflüchtlinge ja automatisch, aber wir kamen erstmal nicht im Rahmen dieses Programms hierher. Wir sind nur zu Besuch gekommen – und dann geblieben. Wir hatten Glück: Ich bin mit meinem alten sowjetischen Pass ausgereist, in dem stand, dass ich Jude bin. Hätte ich einen Reisepass, in dem nichts davon stand, hätte ich nichts beweisen können, denn natürlich hatte ich meine Geburtsurkunde nicht dabei. Aber zum Glück gab es anfangs einfach keine Reisepässe, nur Zusatzblätter zum Einkleben in den sowjetischen Pass. So ist es also passiert. Das war 1989. Aus dieser Migrationswelle war ich vielleicht der erste, der überhaupt nach Halle kam. Vorher gab es hier keine russisch-jüdische Zuwanderung.

Später habe ich dann meine Geburtsurkunde und alle anderen Dokumente mitgebracht. Ich wurde Mitglied der Gemeinde wie alle anderen, die damals hierherkamen. Ich weiß noch, einmal sind wir alle zusammen irgendwohin gefahren, und dort sah ich zum ersten Mal, wie Pessach gefeiert wird. Inzwischen weiß ich: So ganz richtig haben wir nicht gefeiert, weil man uns danach mit dem Bus zurückgebracht hat... Ich dachte damals: Was für eine seltsame Speiseauswahl! Jetzt verstehe ich, dass es der Seder war. Es war mein erster Kontakt mit der jüdischen Religion. Allmählich begann ich, mich damit vertraut zu machen.

Mir ist aber auch etwas anderes an der jüdischen Gemeinde sehr wichtig: ihre Lobbyfunktion. Es ist eine Organisation, die jüdischen Menschen immer zur Seite steht, ganz gleich, wer sie sind. Selbst in Situationen, in denen aus meiner Sicht ein Mitglied der Gemeinde nicht 100% recht hat – ich betrachte mich als Anwalt, der seine Mandanten verteidigt. Die jüdische Gemeinde steht für ihre Mitglieder ein, ob diese nun nett oder nervig sind, krumm, kahl oder was auch immer, ob ich mit diesem einen Mit-

glied gerne rede oder nicht so gerne. Es sind alles Jüdinnen und Juden, und von denen gibt es etwa vier Arten, wie Arba Minim. Ich sage auch meinen Mitarbeitern immer: „Dank der Gemeindeglieder haben Sie Ihren Arbeitsplatz – Sie müssen also Ihr Bestes für sie geben.“ Diese Position hatte ich schon immer gehabt, noch lange bevor ich auch nur daran dachte, Vorsitzender zu werden. Ich war immer der Meinung, dass jüdische Menschen zusammenhalten müssen – diejenigen, die aus der Sowjetunion kommen, haben es auf jeden Fall immer gespürt. Wie gesagt, der Kontakt mit der Gemeinde begann also noch 1989. Irgendwann ebte er für eine Weile ab – wurde dann aber wieder intensiver.

Das kann man wohl sagen! Immerhin bist du seit über 20 Jahren Vorsitzender... Wie hast du denn wieder Kontakt aufgenommen?

Da passierten Dinge, an die ich bis heute mit Empörung zurückdenke. Die Gemeindeleitung in Halle begann, sich offen gegen die Interessen der zugezogenen russischsprachigen Juden zu stellen – ja quasi den Rest vor diesen neuen Mitgliedern zu „schützen“. Inzwischen weiß ich: Das war leider kein einmaliges Ereignis in der deutsch-jüdischen Gesellschaft. Bei uns ging es aber wohl besonders hässlich zu. Jedenfalls kam es zu einer Reihe von Ereignissen, die so ausufernten, dass ein Vertreter des Zentralrats kam, die Polizei eingeschaltet wurde usw. Scham und Schande war das.

Wie auch immer, ich war bereit, mich zu engagieren. Ich begann, viel zu lesen, in die Synagoge zu gehen. Ich bin nie besonders religiös geworden, aber ich habe Respekt und Wissen in Bezug auf das Judentum und religiöse jüdische Menschen entwickelt. Ich glaube, dass das jüdische Volk nur so lange existieren kann, wie es eine religiöse Grundlage gibt. Wenn man einen einzelnen Jeschiwa-Schüler mit, sagen wir, einem General der israelischen Armee vergleicht, ist der letztere vielleicht von größerem Nutzen. Alles um den Baum herum – die Blumen, die Blätter, all diese schönen Sachen – können sich nur entwickeln, wenn es auch einen Stamm gibt. Das ist meine Einstellung zur Religion. Deshalb lehne ich jeden Versuch ab, sie zu reformieren, obwohl ich selbst kein sehr frommer Mensch bin. Unabhängig davon, wie sich die Beziehungen zu bestimmten Menschen gestalten, akzeptiere ich nicht die Idee einer nicht-traditionellen Gemeinde mit einem nicht-traditionellen Rabbiner bzw. Rabbinerin. Ich weiß, viele Leute denken, dass wir mit einem reformierten oder liberalen Rabbiner weniger Kopfschmerzen hätten; da könnte man sich gehen lassen. Aber ich sehe das anders. Ich selbst habe natürlich nach und nach angefangen, einige Regeln zu befolgen. Aber ich bin nicht so fromm geworden, wie du oder dein Mann

es sind. Was mir aber sehr wichtig ist, das ist mein Respekt gegenüber religiösen Menschen. Hier gibt es für mich keine Kompromisse.

Zum Schluss will ich mal eine klassische Frage stellen. Wie optimistisch bist du in Bezug auf die Frage, wo wir in 5, 10, 20 Jahren stehen werden?

Ich bin kein Optimist, was die Zukunft angeht. Das, was hier 2015 passiert ist, wird leider langfristige negative Folgen haben, denke ich. In Deutschland ist es noch nicht so schlimm wie in Frankreich oder Schweden, aber ich denke, es könnte dazu kommen. Nun, natürlich kann niemand sagen, was passiert, wie der Allmächtige entscheidet und wie die Ereignisse verlaufen werden. Vielleicht wird alles besser, vielleicht schlechter. Seltsamerweise begann ich sogar kurz nach dem Terroranschlag, die Situation optimistischer zu sehen: Schließlich zeigte die große Mehrheit sich mit uns solidarisch. Diese Solidarität hat mich wirklich beeindruckt. Und doch bin ich insgesamt nicht allzu hoffnungsvoll. Aber das Leben geht weiter. Wir konzipieren Projekte, wir denken an die Zukunft. Zum Beispiel planen wir jährliche Reisen nach Israel, um das Land und seine Geschichte zu zeigen. Das Hauptziel ist es, den modernen jüdischen Staat zu sehen, über sein Sozial- und Schulsystem zu sprechen und Menschen auf eine mögliche Alija vorzubereiten. Da hat uns Corona zwar erstmal einen Strich durch die Rechnung gemacht, aber sobald es wieder möglich wird, geht es mit dem Projekt weiter. Warten wir mal ab!



Von Rabbi Yehuda Aharon Horovitz M.A.*
Aruch Laner Institute

Halberstadt: Turm der Thora

Wie wurde Halberstadt zu einem der wichtigsten Zentren der Thora in Deutschland?

Die jüdische Weltkarte unterscheidet sich von der gewöhnlichen Landkarte: Denn manche Orte, die auf der allgemeinen Landkarte lediglich mit einem kleinen Punkt gekennzeichnet sind, werden auf der jüdischen Karte großgeschrieben. Gerade in Deutschland unterscheidet sich die jüdische Karte von der allgemeinen, und auch hier ist die historische und religiöse Bedeutung dieser Orte in erster Linie den Weisen zu verdanken, die dort gelebt und in der Regel auch dort begraben wurden. Sie ziehen daher bis heute viele Besucher an. Halberstadt, heutige Kreisstadt des Landkreises Harz in Sachsen-Anhalt, gehört neben den anderen bedeutenden Orten in Deutschland unbedingt auf die jüdische Weltkarte. Der folgende Beitrag setzt nun unsere Serie über die jüdischen Weisen aus Deutschland fort und bietet eine prägnante Zusammenfassung des Lebens und der Werke einiger der Thorakoryphäen aus Halberstadt, eines der wichtigsten Zentren der Thora in Deutschland.

DIE KLAUS VON BEREND LEHMANN UND DAS KOLLEL

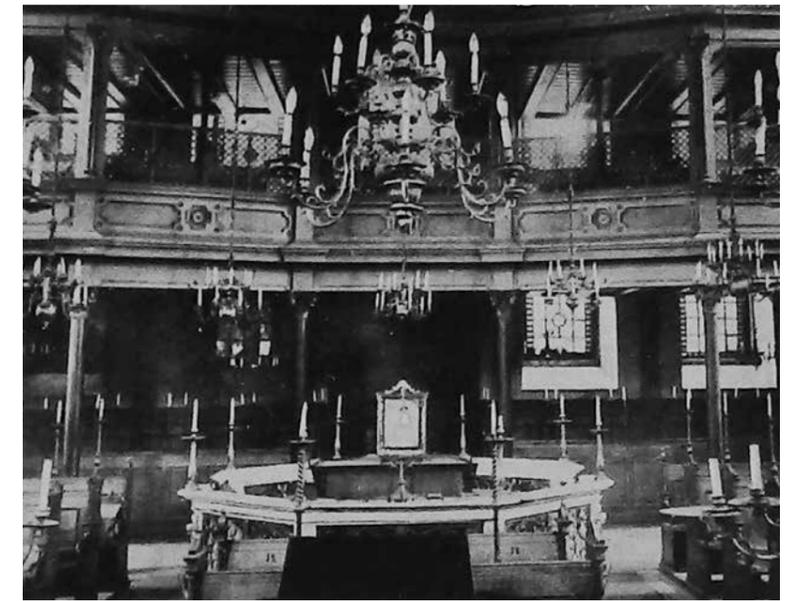
Im Jahr 1670 hatte die Halberstädter jüdische Gemeinde 300 Mitglieder, aber sie wurde von immenser Bedeutung für das deutsche Judentum und darüber hinaus, dank der Vision und Führung des brillanten Hofagenten **Berend Lehmann** [Issachar Berman Segal] (1661 – 1730). Er war Finanz- und Außenminister von König August „der Starke“ von Sachsen, reiste hin und her in Deutschland und Polen, und, wo immer er sich aufhielt, kümmerte er sich um seine jüdischen Brüder. Er fi-

nanzierte den Druck des gesamten Talmuds in Frankfurt an der Oder 1697 und verteilte die meisten Exemplare an Gelehrte und Gemeinden.

Nachdem er in vielen Orten wie Krakau und Berlin Synagogen gebaut hatte, errichtete er 1700 in seiner Heimatstadt Halberstadt eine äußerst prächtige Synagoge, aber



Titelblatt von Berend Lehmanns Talmud



In der Halberstädter Synagoge

er erkannte, dass die einzige Möglichkeit, die jüdische Zukunft zu sichern, in der Einrichtung eines Kollels besteht, an dem eine Gruppe von Thoragelehrten die Thora studieren wird. Dies geschah im Jahr 1703 und wurde von einem Vertrag mit der jüdischen Gemeinde von Halberstadt begleitet. Er gewährte der Gemeinde ein „Darlehen“ von sechstausend Talern für den Bau der Synagoge. Sechs Prozent Zinsen auf das „Darlehen“ (auf die er wiederum prompt verzichtete) sollten als Beitrag an die Gelehrten der *Klaus* (Lehrhaus für Thora- und Talmud-Studien) gezahlt werden.

Berend Lehmann war sich darüber im Klaren, dass die Gelehrten, um in ihren Thorastudien voranzukommen, niemals aufgefordert werden durften, die Kinder der Gemeinde zu unterrichten. Einmal drohte er damit, mit seiner *Klaus* aus Halberstadt wegzuziehen, wenn die Gemeindeleitung die *Klaus*-Gelehrten verpflichten würde, Kindern Unterricht zu geben.

Im Jahr 1723 hatte sein Unterneh-

Die Halberstädter Gemeinde, all ihre Synagogen und Einrichtungen wurden streng von der Halacha regiert, und religiöse Reformen waren im Leben der Gemeinde nicht gestattet.

men den unübertroffenen Umfang eines wahrhaft internationalen Unternehmens angenommen. Das Zentrum befand sich in Halberstadt, wo Berend Lehmann selbst wohnte, mit Niederlassungen in Hannover, Wien, Amsterdam, Dresden und Hamburg. In diesen Büros arbeiteten verschiedene Verwandte und Söhne von **Berend Lehmann**. Es wurde gesagt, dass **Berend Lehmanns** Leistungen die der **Familie Rothschild** einige Jahrzehnte später übertrafen. Die Rothschilds nahmen Berend Lehmann als Vorbild für den Betrieb einer internationalen Familienbank.

Trotz seiner hohen Stellung an den europäischen Höfen war Berend Lehmann ein bescheidener Mann. Als er 1730 starb, nachdem er die *Klaus* als immerwährende Familienstiftung gestiftet hatte, bestand sein Hauptvermögen in der hohen Wertschätzung und Liebe, die er in der jüdischen Gemeinde von Halberstadt und unter den Rabbinern Deutschlands und der Nachbarländer genoss, wo er auf ewig geachtet und verehrt wurde. Sein größtes Verdienst aber, das weit über das Grab hinausreicht, waren seine historischen Beiträge zur Thoragelehrsamkeit in einer äußerst kritischen Periode der jüdischen Geschichte.

Sowohl die Halberstädter Synagoge - eine der großartigsten architektonischen Schöpfungen der damaligen Zeit in Deutschland -, als auch die *Klaus* blieben 236 Jahre lang ein Zentrum des Judentums in Deutschland. Zur *Klaus* gehörten eine Synagoge, eine Bibliothek, Studienräume und Wohnungen für die Rabbiner der *Klaus*.

*Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen von David Seldner

DIE FAMILIE HIRSCH

Die Halberstädter Gemeinde, all ihre Synagogen und Einrichtungen wurden streng von der Halacha regiert, und religiöse Reformen waren im Leben der Gemeinde nicht gestattet. Dies wurde von vier Generationen der Familie Hirsch überwacht, die echte, der Thora verpflichtete Juden waren. Es begann mit Rabbi Naftali Hirsch Göttingen, der 53 Jahre lang bis zu seinem Tod 1835 als einer der Thoragelehrten der *Klaus* diente. Sein Sohn und Schüler war Rav Aharon, der seinen Nachnamen in Hirsch änderte und der Gründer einer der bekanntesten und wichtigsten Familien in der Geschichte der jüdischen Gemeinde in den letzten hundert Jahren ihres Bestehens war. Er war ein großer Gelehrter der Thora, wie zwei Bände der Thora und Halacha beweisen, die leider nicht erhalten geblieben sind. Aber so groß wie **R. Aharon** in der Thora war, so groß war auch seine Bescheidenheit. Er starb im Jahr 1843. Obwohl keiner seiner Söhne als Rabbiner diente, heiratete seine Tochter Rav Esriel Hildesheimer, und sein Sohn **Rav Yosef Yitzchak Hirsch** leitete die Gemeinde viele Jahre lang und war derjenige, der **Rabbi Esriel Hildesheimer** seine Schwester zur Frau gab und ihm gestattete, seine Studien fortzusetzen und ihnen seine ganze Zeit zu widmen.

Diese Familie gründete und entwickelte eines der bekanntesten Unternehmen der Welt im Bereich Metallhandel, brachte aber auch führende Persönlichkeiten der Gemeinde und des deutschen Judentums insgesamt hervor. Sie finanzierten die *Klaus* und ihre Rabbiner, trugen aber auch zu vielen wohltätigen Zwecken in der Welt bei, wie z. B. dem „Batei Machase“-Wohnprojekt in Jerusalem und anderen.

Aharons ältester Sohn **Josef** baute 1863 in der Nähe von Abersolda eine große Messingfabrik. Josef Hirsch und sein Sohn Benjamin gehörten dem Halberstädter Stadtrat an. Benjamin Hirsch war Mitglied des Zentralrats der Deutschen Handels-



Wohnung von Berend Lehmann in Halberstadt

kammer und des Preußischen Eisenbahnrats. Die Hirsch-Fabrik beschäftigte vor allem gläubige Juden, was einen großen Anteil an der Stärkung der Halberstädter Gemeinde und an ihrer religiösen Festigung hatte.

HASHARAT ZEVI – ERSTE „THORA IM DERECH ERETZ“ SCHULE

Die erste Schule ihrer Art im Stil von *Thora und Derech Eretz*¹ wurde 1795 in Halberstadt gegründet, damals eine Gemeinde bestehend aus 465 Personen. Bis dahin konnten sich nur die Wohlhabenden einen Privatlehrer leisten, während die Mittellosen ihre Söhne auf die christliche Schule schickten und gezwungen waren, das Thorastudium aufzugeben. **Zvi Kaslin** reagierte darauf, indem er eine Schule gründete, in der gutes Allgemeinwissen gelehrt werden sollte, aber alles im Geiste der Thora. Im Jahr 1827 wurden spezielle Klassen für Mädchen eröffnet. Damals zählte die Einrichtung 80 Schüler in 4 Klassen. Trotz der Expansion hielt die Schule weiterhin an den ultraorthodoxen Werten fest. Die Schule bestand bis zur Zeit des Nationalsozialismus.

REB HIRSH BIALEH CHARIF

In einer Liste von fast 150 Thoragelehrten aus Halberstadt zeigt **R. Esriel Hildesheimer** [Sefer Aviad, 1986 S. 215] die

Bedeutung und den Umfang der Thora in Deutschland. Die meisten von ihnen waren Mitglieder von Berend Lehmanns *Klaus* in Halberstadt oder standen mit ihm in Verbindung. Angefangen bei **R. Zelig Aviesri Margalit**, Autor von „Kesef Nivchar“ über den Talmud, **R. Yechiel Michal Glogau**, Autor von „Neser Hakodesh“ über Midrasch und **R. Zvi Hirsch Lipman** (Lieberman), Autor von „Eretz Zvi“ über die Haftorot. Berend Lehmann erkannte den Bedarf an jüdischen Gelehrten in ganz Deutschland und ermutigte einige von ihnen, Stellen in Frankfurt am Main und anderswo anzunehmen. Berühmt wurde Halberstadt jedoch, als Lehmann 1718 **Reb Zvi Hirsch Bialeh**, auch bekannt als **Reb Hirsh Charif** [der „Scharfsinnige“], nach Halberstadt holte. **Rav Hirsch** war bei seinen Jeschiwa-Schülern so beliebt, dass ihm 18 von ihnen nach Halberstadt folgten und die Stadt zu einem weltweiten Zentrum des Thora-Lernens wurde. Aber warum hat er zugestimmt, Polen zu verlassen? Die Geschichte besagt, dass er gezwungen war zu fliehen, weil ihm ein Unglück widerfahren war. Ein polnischer Herzog begehrte seine Tochter, und so beilte er sich, sie mit einem seiner angesehenen Schüler, **Rabbi Moshe Brisk**, zu verheiraten [dieser diente später fast vierzig Jahre lang in Halberstadt, er starb 1756]. Der Eindringling erschien jedoch bei der Hochzeit und versuchte, die Braut zu entführen: Der Bräutigam schlug ihn mit einem kräftigen Schlag zu Boden und floh mit der Braut. Daraufhin wurden

der Rabbiner und seine Familie inhaftiert und zum Tode verurteilt. Lehmann kam ihm zu Hilfe und der Rabbiner und seine Familie wurden freigelassen. **Berend Lehmann** schlug **R. Hirsch** vor, mit ihm nach Halberstadt zu kommen. **R. Hirsch** machte die Gemeinde zu einem der wichtigsten Zentren des Thorastudiums in Deutschland und war einer der Hauptfaktoren für die Entwicklung der *Klaus*. Eine große Zahl von Studenten strömte zu ihr, und eine beträchtliche Anzahl von ihnen wurde als bekannte Gelehrte berühmt. Seine Werke über den Talmud sind im „Koss Hayeshuot“ enthalten. Nachdem er dreißig Jahre lang in Halberstadt gedient hatte, verstarb er an Tzom Gedaliah 1747.

Einige der wichtigsten Schüler von **R. Hirsh Charif** waren: **Rabbi Elchanan Ashkenazi**, Rabbiner von Danzig und Autor von Sidrei Tahara. **Rabbi Eliyahu Shidlov**, Autor von Ateret Eliahu über Zevachim. **Rabbi Yehuda Stathagen**, Autor von Minchat Yehuda über Raschi im Talmud. **Rabbi Shlomo von Chelm**, Autor von Mirkevet haMishnah. **Rabbi Mordechai Halberstadt** (1686 - 1770), auch bekannt als **Rabbi Mordechai Düsseldorf**, wurde in Halberstadt geboren und später Rabbiner in Düsseldorf. Seine Responsa wurde in Maamar Mordechai veröffentlicht. **Rabbi Aryeh Leib**, Oberrabbiner von Hannover (1715-1769), Sohn von Pnei Jehoschua. Sein Buch „penei aryeh“ wurde in die Werke seines Vaters aufgenommen. **Rabbi Binyamin Wolf Eiger** wurde 1716 in Halberstadt als Sohn seines Vaters, **Rabbi Akiva Eiger** d. Ä., geboren. Er leitete eine Jeschiwa in Breslau, wo sein Neffe **Rabbi Akiva Eiger** von Pose, der größte Rabbiner seiner Generation, fünf Jahre lang studierte. Danach diente er als **Rabbiner** in Zulz und ab 1802 als Rabbiner in Leipnik (gest. 1795). **Rabbiner Isaiah Berlin - Pick**. (1725 - 1799) studierte bei seinem Vater **Rabbi Lob in Eisenstadt** und zog dann nach Berlin (daher der Familienname), kam anschließend nach Halberstadt und war einer der bedeutendsten und wichtigsten Schüler von **Rabbi Hirsch**

¹ Rechtschaffener, richtiger Weg für einen Juden



Links die Klaus, rechts die Wohnungen für die Klausrabbiner

Charif. Er heiratete in Breslau und lebte dort. Er war ein genialer und produktiver Autor vieler rabbinischer Werke wie: Shailat Shalom, Rishon Lezion, Minei Targima und viele mehr. Sein Lebensweg wird von **Rabbiner Prof. Avraham** Berliner gut beschrieben.

Rabbi Akiva Eiger, „der Ältere“, geboren in Halberstadt als Sohn des Gemeindevorstehers **Rabbi Simcha Bunim**, war auch Schüler von **R. Hirsch Charif** und folgte ihm nach als Rabbiner. Später diente er in Zulz und wurde von dort aus 1755 Rabbiner von Pressburg. Drei Jahre später verstarb er. Sein Buch „Mishnat Rabbi Akiva“ wurde von seinen Söhnen **R. Yehuda Leib**, dem späteren Rabbiner von Halberstadt, und **R. Binyamin Wolf**, dem Rabbiner von Leipnik, veröffentlicht. **R. Akiva (der**

Dritte) Eiger, Sohn von **Rabbi Binyamin Wolf**, diente in der *Klaus* von 1784 bis 1814, als er der dortige Rabbiner wurde. In diesem Jahr verlangten die Behörden die Schließung der Synagoge in der *Klaus* mit der Begründung, dass zwei Synagogen an einem Ort nicht erlaubt seien, und ordneten an, dass die Polizei **R. Akiva** verpflichten sollte, die Schlüssel der Synagoge an die städtischen Ämter zu übergeben, andernfalls würde er bestraft werden. Schwere Herzens gehorchte der Rabbiner und ging zur Gemeinde, um die Schlüssel zu übergeben. Doch zu seiner großen Freude wurde der Schlüssel sofort zurückgegeben. Er ist im Jahr 1823 verstorben. Rabbi Peretz Zavel (Shmuel) Eiger, geboren 1768 als Sohn von Rabbiner Lob Yehuda Eiger, der auch sein Lehrer war. Er tat viel für die Erneuerung und Stärkung der *Klaus*. Im Jahr 1809 wurde er zum Rabbiner von Braunschweig gewählt und diente auch als Rabbiner des Großherzogtums Braunschweig. Autor von *Ateret Pas* und *Rimon Peretz* über den Talmud ist er im Jahre 1842 gestorben.

Ihm folgte sein Sohn Rabbi Yosef Eiger als Rabbiner in *Klaus* und als stellvertretender Rabbiner in der Gemeinde von 1827 bis zu



Grabstein von Issachar Halevi Berend Lehmann

seinem Tod im Jahr 1854.

Sein Nachfolger war Rabbi Meir Barbi (1729-1789), ebenfalls ein Schüler von **R. Hirsch Charif**, der zunächst die Jeschiwa in Halberstadt leitete, zu der viele Studenten strömten. Unter ihnen Rabbi Lob Karlburg aus Krefeld und Rabbi Issachar Berish, Enkel von Penei Yehoshua. Rav Barbi wurde später auch der Rabbiner von Pressburg. Nach ihm war der nächste Rabbiner von Halberstadt Rabbi Zvi Hirsch Levin, der 1721 als Sohn von Rabbi Aryeh Leib und Miriam, der Tochter des Chacham Zvi, [und Schwester von Rav Jakob Emden] geboren wurde.

R. Hirschel studierte bei seinem Vater und zog mit ihm nach Amsterdam. Er nahm seine erste Stelle als Rabbiner in London an: Dort war er als Hart Lyon bekannt. Nach einigen Jahren ging er nach Halberstadt, wo er eine Jeschiwa mit vielen Studenten leitete. 1770 ging er nach Mannheim und wurde nach drei Jahren zum Rabbiner von Berlin gewählt, wo er in einer kritischen Zeit unserer Geschichte diente, in der es ihm gelang, das Judentum der Thora in einer Zeit extremer Assimilation zu bewahren. Er

starb im Jahr 1800, und seine Glossen sind in den meisten Ausgaben des Talmuds enthalten. Seine anderen Thorawerke und seine Biografie wurden von seinem Enkel Rabbi Zvi Yechezkel Michelson aus Plonsk in Beit Tzadik veröffentlicht. (Piterkow 1904). Einer seiner Schüler in der Halberstädter Jeschiwa, **R. (Aryeh) Lob Berlin**, geboren 1737 in Fürth, war Oberrabbiner des Staates Cassel und blieb in dieser Position unter König Girome Bonaparte (Napoleons Bruder). Zu seinen Ehren wurde er zum Oberrabbiner des Konsistoriums in Cassel ernannt. Einige seiner Thora-Novellen erschienen in dem von seinem Bruder herausgegebenen Buch „Atzei Almogim“.

Rabbi Leib (Yehuda) Gleib, Vater von R. Esriel Hildesheimer, studierte bei Rav Pinchas Horovitz in Frankfurt und diente später als Dayan in der Stadt Gleidingen, von wo er nach Halberstadt zog. Dort lehrte und predigte er. Gestorben 1832.

Rabbi Matityahu Levian, bekannt als Rabbi Mates, wurde nach dem Tod von Rabbi Akiva Eiger (III) zum Rabbiner der Gemeinde ernannt. Rabbi Matityahu stammte aus Polen und wurde von den Rabbinern der Familie Eiger, R. Leib und vor allem von seinem Sohn R. Zanville, unterstützt. Zu seinen Schülern gehörte auch R. Azriel Hildesheimer. Er starb 1862 nach fast 40 Jahren fleißigen Thorastudiums.

Die nächste Generation von Klausrabbinern waren alle Schüler von R. Jakob Ettlinger, der erste war Rabbi Gershon Yehoshafat (1808 - 1883), der bei **R. Ettlinger** in Mannheim studierte. Er diente in der Halberstädter *Klaus* ab 1836 für 47 Jahre, wo er auch **R. Esriel Hildesheimer** lehrte. Rabbi Yitzchak Lange (1826 - 1880) studierte bei **R. Jacob Ettlinger** in Altona. Einige Jahre nach seinem Eintritt in die *Klaus* diente er als Dayan in der Gemeinde. Er war durch Heirat mit der Familie Posen in Frankfurt verwandt. Rabbiner Esriel Hildesheimer (1820 - 1899) studierte zunächst bei seinem Bruder **R. Avraham** und den Rabbinern an der Halberstädter *Klaus*, dann bei **R. Ettlinger** in Altona. 1846



R. Esriel Hildesheimer

kehrte er nach Halberstadt zurück und diente bis 1851 als Sekretär der Gemeinde und Assistent von **R. Matthias Levian**. **Rabbi Eliyahu Munk**, geboren 1818 als Sohn von **R. Yechiel Arye** Rav von Danzig, studierte bei Rabbi Yaakov Ettlinger und zog anschließend nach Halberstadt, wo er **Rav Hildesheimer** kennenlernte, sich mit ihm anfreundete und dessen Schwester heiratete. Von dort zog **R. Elia** zurück nach Altona und diente als Lehrer an der Talmud-Thora-Schule in Hamburg, später auch als Dayan in Altona. Er starb im Jahr 1890. Seine Nachkommen waren bekannte Rabbiner in Deutschland, Großbritannien und Israel.

DIE RABBINERDYNASTIE DER AUERBACHS

Rabbiner Zvi Binyamin Auerbach (1808 - 1872) studierte bei seinem Vater R. Avraham und dann bei **R. Lob Karlberg** in Krefeld und **R. Yaakov Koppel Bamberger** in Worms. 1834 war er Rabbiner in Darmstadt. 1857 zog er nach Frankfurt, wo er Werke zur Verteidigung des Thora-Judentums und gegen Zecharia Frenkels Buch „Derkei HaMishnah“ veröffentlichte, außerdem gab er **R. Natan Adlers** Kommentar zur Mischna heraus. 1867 wurde er zum Rabbiner von Halberstadt berufen, wo er sich nicht nur für seine Gemeinde, sondern auch für das deutsche Judentum im Allgemeinen einsetzte. Dabei wurde er von **Joseph Hirsch** unterstützt, der ein en-

ger Freund und durch die Heirat ihrer Kinder mit ihm verwandt war. Er veröffentlichte sein klassisches Buch über den „Eshkol“ Nachal Eshkol in der Halberstädter hebräischen Druckerei. 1872 verstarb er. Viele seiner Werke wurden kürzlich von **R. Natan Refael Auerbach** aus Jerusalem veröffentlicht. **Rabbi Aviezeri Zelig Auerbach** wurde 1848 seinem Vater, dem damaligen Rabbiner von Darmstadt, geboren. In seiner Jugend studierte er hauptsächlich bei seinem Vater. Er war Rabbiner und Lehrer in Fürth. Nach dem Tod seines Vaters 1872 trat er dessen Nachfolge als Rabbiner von Halberstadt an und wurde zu einem der prominentesten deutschen Rabbiner. Unter den Schülern, die bei ihm lernten, ist **Rabbiner Pinchas Kohn** aus Ansbach zu nennen, der Führer der Agudat Israel. Seine rabbinischen Schriften wurden kürzlich in „Ibbei Hanachal“ veröffentlicht. Nach seinem Tod im Jahr 1901 folgte ihm sein Sohn **Rabbi Yitzchak Auerbach** nach. Geboren 1870 in Fürth, studierte er bei seinem Vater, bis er das **R. Hildesheimer** Rabbinerseminar besuchte. Danach diente er als Rabbiner in Rogosen und später in Leipzig. Unter seiner Leitung wurde Halberstadt zum Weltzentrum des authentischen Judentums in der westlichen Welt. Er verteidigte die Thora-Gesetze energisch vor den Behörden und kämpfte für das Recht zu schächten sowie gegen die Änderung des Kalenders. Zusammen mit Rav Schlesinger leitete er den „Bund Gesetzestreuer Jüdischer Gemeinden Deutschlands“, auch bekannt als der „Halberstädter Verband“, der 250 Gemeinden vertrat. Sein plötzlicher Tod - nach kurzer Krankheit - im Jahr 1932 löste in ganz Deutschland große Trauer aus. Sein Sohn **R. Zvi Binyamin Auerbach**, der sein Nachfolger wurde, wurde 1901 in Leipzig geboren. Er studierte bei seinem Vater, wandte sich aber später dem Handel und der kirchlichen Arbeit zu. Erst nach dem Tod seines Vaters schloss er sein Studium am R. Hildesheimer Rabbinerseminar in Berlin ab und übernahm dann die Stelle seines Vaters, die er inmitten der schrecklichen Nazizeit innehatte. Ende 1938, nach den „Kristallnacht“-Pogromen, emigrierte er nach Eretz Israel und unterrichtete im Rahmen der Shivat Zion Synagoge in Tel Aviv. Er starb im Jahr 1973.

Wir sollten auch **R. Moshe Auerbach** erwähnen. Geboren als Sohn von **R. Aviezeri** im Jahr 1881, studierte er bei seinem Vater, den *Klaus*-Rabbinern **R. Shlomo Cohen** und **R. Yosef Nobel** sowie bei seinem Bruder **R. Yitzchak**. Danach besuchte er das **R. Hildesheimer** Rabbinerseminar. Er heiratete die Tochter von **Rabbiner Samuel Hilman Kotek** aus Bad Homburg. 1909 zog er nach Petach Tikva, wo er ein Netz von Talmud Thora-Schulen aufbaute und leitete. Später ging er wieder nach Europa und übernahm die Havatzelet-Mädchenschule in Warschau. Danach kehrte er nach Eretz Israel zurück und setzte seine pädagogischen Bemühungen bis 1967 fort. Er war eine herausragende Persönlichkeit mit großem Wissen über die Thora, aber voller Bescheidenheit. Im Alter von 95 Jahren 1986 starb er in Tel Aviv.

Rabbi Shlomo Cohen wurde 1906 in Zborov (Galizien) gebo-

ren. Ohne Erfolg in seinem Beruf ging er nach Deutschland, wo er als Gelehrter in der *Klaus* angenommen wurde und 25 Jahre lang bis zu seinem Tod im Jahr 1907 diente. Sein Buch **Kerem Shlomo** (Permishla, 1901) gilt als äußerst tiefgründig und scharfsinnig.

Rabbi Yosef Noble wurde 1838 in Ungarn geboren. Sieben Jahre lang studierte er bei **Rabbiner Esriel Hildesheimer** in Eisenstadt. Nachdem er als Rabbiner in kleinen Gemeinden in Ungarn gedient hatte, wo er von den „Reformern“ angegriffen wurde, kam er als Rabbiner in die *Klaus*, **Rabbi Yitzchak Lange** nachfolgend. Dort diente er 37 Jahre lang bis zu seinem Tod im Jahr 1917. Er nannte seine Werke nach den Bergen des Landes Israel - „Sinai“, „Tavor“, „Libanon“ (handschriftlich „Moriah“ und „Carmel“). Sein Sohn war der brillante Rabbi Nehemiah Zvi [Anton] Nobel aus Frankfurt.

Rabbiner Pesach (Philip) Frankel wurde 1878 in Ungarn geboren, studierte an der Pressburger Jeschiwa und bei **Rabbiner Breuer** in Frankfurt. Danach war er stellvertretender Rabbiner in Fulda bei **Rabbiner Michael Cohen**. Im Jahr 1908 wurde er an die *Klaus* berufen, in eine Position, die er zusammen mit **Rabbiner Moshe Schlesinger** bis zu ihrer brutalen Zerstörung in der „Kristallnacht“ innehatte. Danach floh er nach Amsterdam, wurde aber gefasst und nach Buchenwald gebracht, wo er von den deutschen Nazis ermordet wurde.

Rabbiner Moshe Schlesinger, geboren 1865 als Sohn von **Rabbi Elyakim Getsh**, dem Tzaddik der Hamburger *Klaus*, studierte zunächst bei seinem Vater und bei **Rabbiner Anshel Stern** in Hamburg und anschließend am **R. Hildesheimer** Rabbinerseminar. Danach diente er als Rabbiner von Filehne (in Posen) und später in Bingen am Rhein. Von dort ging er nach Marburg und leitete ein Internat für jüdische Schüler. Im Jahr 1917 wurde er in die *Klaus* berufen. **Rabbi Moshe** studierte und lehrte nicht nur Thora in der *Klaus*, sondern arbeitete auch hart für die jüdische Nation und leitete den „Halberstädter Verband“. Er veröffentlichte 1902 in Berlin die „Orchot Chaim“ von **Rabbi Aharon HaCohen von Lunel** mit Quellenangaben und Anmerkungen. 1938 wanderte er nach Eretz Israel aus und lebte dort bis zu seinem Tod 1956 bei seiner Tochter, der Frau von **Rabbi Shaul Shalom Munk**.

YITZCHAK NUSSBAUM UND RABBINER AHARON NEUWIRTH

In den Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs erhielt die orthodoxe Strömung in Halberstadt zusätzliche Verstärkung in Form des aus Bayern stammenden Gutsbesitzers Isaac Nussbaum. Er stieg zum Hofbankier des Herzogs von Mining auf und zog nach Halberstadt, um seinen Kindern eine authentische Thoraerziehung zu ermöglichen. Er gründete in Halberstadt seine eigene Shul (Synagoge) und lud **Rabbiner Aharon Neuwirth**



R. Hirschel Lewin

ein, als Rabbiner und Lehrer zu dienen. Rabbi Neuwirth kam aus Ungarn an das **R. Hildesheimer** Rabbinerseminar und heiratete eine Enkelin von **Rabbi Bamberger** aus Würzburg. Als Lehrer und Dayan zog er nach Mainz. Dann nahm er die Einladung von **Herrn Nussbaum** an als sein Rabbiner zu dienen. 1930 verlegte Herr Nussbaum sein Geschäft nach Berlin und **R. Neuwirth** schloss sich ihm an. Im Jahr 1939 floh er in die Niederlande, wo er untergetaucht überlebte. Danach immigrierte er nach Eretz Israel, diente als Rabbiner in Jaffa und zog nach 7 Jahren nach Bnei Brak. Er veröffentlichte mehrere Aufsätze in deutscher und hebräischer Sprache und starb 1958 in Bnei Brak. Sein Sohn war **Rabbi Yehoshua Yeshaya Neuwirth**, Rabbiner an der Kol Thora Yeshiva und später Rosch Yeshiva von Netivot Chochma in Jerusalem, Autor des weltberühmten „Shmirat Shabba Kehilchata“, eines der von observanten Juden meistgenutzten Bücher. ■



A git Johr, Bojmile!

Das Neujahrfest der Bäume und frische Datteln aus Israel



Die meisten Völker haben nur ein einziges Neujahrfest – ganz plausibel eigentlich. Das eine Jahr geht zu Ende, das andere beginnt. Nicht aber für uns Juden! Wir feiern das Neue Jahr mehrmals: Es beginnt eigentlich im Nissan, weil durch den Auszug aus Ägypten sozusagen unser Leben begann. Dann wird im Monat Elul das Verzehnten der in diesem Jahr geborenen Tiere zelebriert, und im Monat Tischrei die Erschaffung der Welt und vor allem die des Menschen gefeiert. Im Monat Schwat begehen wir schließlich das Neujahr der Bäume. Plausibel ist es irgendwie auch (ich meine, dass man zwischen Menschen, Tieren und Bäumen unterscheidet), jedoch ganz schön ausgefallen. Na ja, was geht schon bei uns Juden nicht ausgefallen vonstatten? Wenn Sie mir ein Beispiel nennen, sende ich Ihnen Kreuzkümmel für unser Rezept (bli neder!).

Wie dem auch immer sei, haben Sie jedes Jahr am 15. Tag des hebräischen Monats Schwat – bekannt als Tu biSchwat, das Neujahr der Bäume – eine einmalige Gelegenheit, auf einen Baum zuzugehen und ihm von Herzen ein frohes Neues zu wünschen. (A git Johr, Bojmile!, wenn es Jiddisch sein sollte, oder Hebräisch, wenn man es ganz richtig machen möchte, שנה טובה, עץ יקר, oder aber in jeder anderen Sprache, denn Bäume verstehen bekanntlich alle Sprachen.)

Jetzt aber im Ernst: Ist es nicht wunderbar, dass in der jüdischen Tradition den Bäumen so viel Respekt gezollt wird? Für all das Gute, das sie für uns Menschen vollbringen? Das IST wunderbar! Der Grund aber, warum wir das Neujahrfest der Bäume viel später, als das unsere feiern, liegt darin, dass die Regensaison, die in Israel am Sukkot-Fest beginnt, vier Monate dauert. Und genau diese vier Monate braucht die Erde, bis der Regen sie ganz durchtränkt hat. Erst dann haben die Bäume für die kommende Saison genügend Nahrung, um Früchte wachsen zu lassen.

Wir Juden können uns mit den Bäumen an dem Tag gemeinsam freuen. Denn: „Der Mann gleicht einem Baum im Felde“, wie es in der heiligen Thora geschrieben steht. Und natürlich gibt es wie bei jedem jüdischen Fest reichlich etwas zum Essen. Am Tu biSchwat essen wir traditionell kalorienarm (was für eine gesunde Ausnahme!), und zwar Früchte, mit denen das Land Israel gesegnet wurde: Oliven, Granatäpfel, Trauben, Feigen und Datteln.

Hier haben wir bei www.diejungskochenundbacken.de ein gesundes Rezept für den Israelischen Salat mit Datteln und Nüssen für Sie gefunden.

Lasst Euch a git Johr gesund schmecken!

Israelischen Salat mit Datteln und Nüssen

ANLEITUNGEN

SALAT:

Erhitzt eine Pfanne mit Olivenöl und röstet den Kreuzkümmel darin an, bis er leicht anfängt zu qualmen. Nun den Bulgur hinzufügen und 2-3 Minuten mit anrösten. Gebt nun das Wasser nach Bulgurpackung (bei uns waren es 600 ml) dazu, salzt etwas und lasst alles aufkochen. Stellt die Hitze runter auf niedrige Temperatur und lasst es bei geschlossenem Deckel köcheln. Nach ca. 20-30 Minuten sollte alles Wasser verschwunden und der Bulgur gar sein. Gebt ihn nun in eine große Schüssel.

Hackt und würfelt alle Zutaten für euren Salat. Gebt alles in die Schüssel mit Bulgur, noch etwas Olivenöl darüber träufeln und gründlich vermischen.

DRESSING

Hackt zuerst den Knoblauch und Ingwer sehr fein und gebt sie in eine Schüssel. Gebt nun den Zuckerrübensirup, Zitronensaft, Zimt, Balsamico dazu und verrührt gründlich. Schmeckt mit etwas Salz und ggf. Zitronensaft ab und lasst in einem dünnen Strahl das Olivenöl, unter ständigem Schlagen mit dem Schneebesen, hineinlaufen. Schüttet das Dressing über den Salat und vermischt ihn wieder gründlich.

ANRICHTEN:

Hier habt ihr 2 Möglichkeiten – wenn ihr den Salat in der großen Schüssel serviert, stellt eine kleine Schüssel mit griechischem Joghurt hinzu, von dem sich jeder selbst einen Kleks auf den Salat gibt. Dann reichen erfahrungsgemäß auch 200-300 g.

Solltet ihr aber anders anrichten, dann streicht mit dem Joghurt einen Kreis auf den Teller, setzt den Salat in die Mitte und gebt ein wenig Olivenöl über das Ganze.

Mir vintshn ir gut apetit!

מיר ווינטשן איר אַ גוט אָפּעטיט!

ZUTATEN

SALAT:

500 g Bulgur
1 TL Kreuzkümmel
100 g Walnüsse gehackt
100 g Pekannüsse gehackt
200 g Datteln entsteint, gewürfelt
1 Stange Staudensellerie gehackt
1 Bund Petersilie fein gehackt
1 Bund Koriander fein gehackt
½ Bund Minze fein gehackt
2 Chilischoten gehackt
1 rote Zwiebel gewürfelt
etwas Olivenöl
Salz & Pfeffer

DRESSING:

125 ml Olivenöl
30 g Ingwer fein gehackt
3 Knoblauchzehen fein gehackt
50 ml Zuckerrübensirup
25 ml Zitronensaft
2-3 TL Zimt
2 EL Balsamico
Salz

Außerdem:

500 g griechischer Yoghurt min. 10% fett



Male die Sieben Arten der Früchte Israels aus!

